P.o.germ.
668
k

J.O. Germ.
668k - 6

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

39

<36625819190015

<36625819190015

Bayer. Staatsbibliothek

J. G. Jacobi's

sämmtliche Werke.

Sechster Band.

Zweyte rechtmäßige, verbesserte und vermehrte Auflage.

Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie.
1812.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt

des sechsten Bandes.

	Seite
An die Nacht	3
Die Tanne und das Vergißmeinnicht . . .	8
Der Nahmenstag	10
Nach dem Durchblättern einer poetischen Blumenlese.	14
Ein Tauben - Roman	15
Die Krone und die Nachtmütze	27
Die Ruhe in Egypten	29
An die Natur	31
Der junge Biber	36

Seite

Der erste Schattenriß 39

Bey Gelegenheit der Bemerkung eines Recensenten:

Daß ein Almanach kein quodlibet wäre . 52

Der moderne Patriot 57

Statt einer Strohkranz-Rede . . . 59

Iris 66

Glycere 71

Der Storch und die Lerche 83

Der Sperling 86

An Herrn Dr. J. H. Detmoldt in Hannover . 93

Glückwunsch eines alten gichtkranken Kochs, am

Nahmensfeste seines Herrn . . . 113

Der Poeten-Sitz. An Pfeffel . . . 116

Die Mutter 130

Meiner Freundinn Theone 135

Gleim 139

Der Thurmwächter an die Stadt Freyburg . 166

Seite

Eudora 172

Tischlied 176

Hagedorn 179

An meine Geschwister 198

Anakreons Tod 200

Der Alte an die Rose 201

Ueber Gelegenheitsgedichte 204

Der öffentliche Ausrufer an die Einwohner von Freyburg, am 1. Jenner 1806. . . . 217

An die Herren, welche schwarze Mäntel tragen . 223

An meinen Zeisig 224

Beylage zu einem Häubchen, mit welchem ein Gatte seiner Gattin ein Geschenk machte . . 227

Weibliche Würde 229

Erläuterungen zu dem nachstehenden Gedichte . 243

An den Churfürsten Carl Friedrich von Baden, im Namen der hohen Schule zu Freyburg im

Seite
Breisgau, am Tage der Huldigung . . . 245
An Henriette Schlosser, welche, als Herr Zoll in
München mein Bildniß mahlte, auf der Guitarre spielte und sang 252
Liebe und Hoffnung 258

Jacobi's Werke.

Sechster Theil.

An die Nacht.

Bist du nicht mehr dem Sänger hold?
Was that ich, traute Nacht?
Hab' ich dich je für schnöden Sold,
Für eitles Lob durchwacht?

Du hörtest mich: Die Laute klang
Oft bis ans Morgenroth;
Doch Freunden nur und Mädchen sang
Sie, was mein Herz geboth.

Vom Nachruhm blieb ich unbethört;
Um seinen Flitterschein
Gab ich, am Sorgenlosen Herd,
Nicht Einen Becher Wein.

Was sollte mir im öden Reich,
  Wo die Verwesung haust,
Sein Heroldsruf, dem Winde gleich,
  Der über Grüfte saust?

Des Marmors Inschrift, welche kaum
  Ein flücht'ger Pilger liest,
Gewährt sie Todten einen Traum,
  Der ihren Schlaf versüßt?

Für Andre glänz' am dunkeln Ziel
  Der späte Dichterlohn,
Der Lorber! meinem Saitenspiel
  Entlockt er keinen Ton.

Wenn aber mir ein Freundeskreis
  Zum Kranze Rosen beut,
Und die zufriedne Muse leis'
  Ins Ohr mir prophezeiht:

Dein Lied — es wird nicht untergehn;
Der Enkel singt es nach:
O dann erquickt, wie Frühlingswehn,
Mich, was die Muse sprach;

Nicht, weil des Ruhms Posaunenschall
Aus weiter Ferne klingt;
Mir lohnt es, wenn der Wiederhall
Des Liedes Freude bringt.

Denn stets war ich dem Völkchen gut,
Das ich auf Erden fand;
Gieng meinen Weg mit leichtem Muth,
Und knüpfte manches Band;

Sah unter Menschen Sonn' und Stern
Am blauen Himmelszelt,
Sah Laub und Blüthen, weilte gern
In dieser Gotteswelt;

Und möchte noch den Menschen nah
Im kühlen Grabe seyn,
Noch ihnen singen, was ich sah,
Noch rühmen Quell und Hayn;

Mit ihnen theilen jede Lust
Am goldnen Mayentag,
Entfesseln des Beklemmten Brust
Durch hellen Lautenschlag;

Noch lehren, unterm Dach von Moos
Der Einfalt Werth verstehn;
Erzählen, welch ein kleines Loos
Mir fiel, und doch wie schön;

Wie schön durch häuslich stilles Glück,
Durch mäßigen Genuß,
Durch meiner Gattinn Wort und Blick,
Durch meines Knäbleins Kuß.

O tönt, wenn ew'ge Nacht mich deckt,
Wenn nicht der Liebe Wort,
Der Unschuld Kuß mich ferner weckt,
Ihr Saiten, tönet fort,

Und hier, wo sich mein Geist erhob
Im preisenden Gesang,
Hier sagt dem Himmel noch mein Lob,
Der Erde meinen Dank!

Die Tanne und das Vergißmeinnicht.

Die Tanne.

Du armes Blümchen dauerst mich,
An Farben bist du schön; wer aber sieht auf dich?
Uns Tannen war der Schöpfer hold;
Mein Wipfel strahlt im Abendgold
Dem Pilger auf entfernten Wegen,
Und saust in Stürmen ihm entgegen.
Als Königin des Waldes sehn
Mich alle, die vorübergehn.

Das Vergißmeinnicht.

Kein Wunder, daß sie dich in deiner Hoheit sehn!
Allein, die Wahrheit zu gestehn,
Mich würde nie der Tanne Loos beglücken.
Wie mancher schaut mit kalten Blicken

Zu dir hinauf, wenn man von deiner Größe spricht!
Das schüchterne Vergißmeinnicht
Wird selten nur bemerkt; doch wer es sucht und findet,
Der hält das Blümchen werth; er bindet
Sich einen Strauß, und trägt mit frohem Sinn
Als Pfand der Treue mich zu seinem Mädchen hin.

Der Nahmenstag. *)

Freyburg, am 4. November 1798.

Dem Freund, und nicht dem lange schon
Von mir vergeßnen Reichs-Baron;
Dem guten, treuen Carl von Baden,
Am Fest des heil'gen Carolus
Mit diesem Blättchen meinen Gruß,
Um ihn geziemend einzuladen
Zu einem nächtlich frohen Punsch
Und einer wohl genährten Ente,
Mit der ich gern den besten Wunsch
Zusammenreimte, wenn ich könnte.

---

*) Auch nach Adelung ist der Nahme Carl mit dem Worte Kerl einerley, welches letztere bey den älteren Deutschen keinen unedlen Nebenbegriff hatte, sondern häufig gebraucht wurde, um einen tapfern Mann zu bezeichnen.

Allein das Dichten ist kein Spiel,
Und bloßes Reimen heißt nicht viel:
Woher, das Jahr hindurch, die Lieder
Für alle Freunde, Schwestern, Brüder
Von Freyburg, bis nach Halberstadt?
Denn, wie Homer bewiesen hat,
Wird jedem, der auf Erden weilet,
Sein eigner Nahme zugetheilet *).
Der deine, ganz von deutschem Schrot
Und Korn, aus jenen bessern Zeiten,
Als brüderlich beym Gastgeboth
Sich Männer noch mit Männern freuten,
Der brave Kerl im Rundgesang
Den Ohren nicht verächtlich klang,
Man vom Gelag den Schleicher bannte,
Und süße Falschheit Lüge nannte;
Dein Nahme, Freund, ist Deiner werth;
Denn ohne Schild und Helm und Schwerdt,
Die mancher, der damit stolzieret,

*) Odyssee VIII. 550.

Doch nur gemahlt im Wappen führet,
Uebst du den alten Ritterbrauch,
Willst kriechend nicht den eitlen Hauch
Der Hofluft, andern gleich, erschnappen,
Gönnst ihre schön verbrähmten Kappen
Der Thorheit; redest, wo es gilt,
Lobst nie, was Dein Gewissen schilt,
Und lachst der bunten Mode = Schnirkel
Der feinern Welt, im Freundes = Zirkel.

Wohlan, so komm! mein Weibchen drückt
Schon die Citronen; schalkhaft blickt
Mein Kleiner in die weite Schale
Und spiegelt sich, und ruft zum Mahle
Den guten Carl. — Die Ente soll
Uns und dem zürnenden Apoll
Für jegliches Geschnatter büßen,
Das wir tagtäglich hören müßen;
Indessen raucht der Becher, steigt
Hoch unser Herz; tief unten zeigt
Sich Vieles kleiner dann geworden!

Wo blieben Kreuz und Stern und Orden
Am Manne voller Gravität,
Der nun als Männchen vor uns steht,
Sich immer neue Ketten schmiedet,
Und ängstlich schwitzt und keucht? — Jedoch
Mein Rausch beginnet, ehe noch
Zum Punsche nur das Wasser siedet!

Nach dem Durchblättern einer poetischen Blumenlese.

Der Meistersänger, ach, wie viel!
Mein Ohr umschwirren tausend Reime,
Gleich einem, Jahre lang gehörten, Glockenspiel.
Hier sitzt ein Musensohn im Schatten seiner Bäume,
Durch die kein Zephyr weht, und ruft dem holden May:
Dann wünsch' ich gleich den Winter mir herbey;
Dort phantasiert ein zweyter Alltagsträume;
Des dritten Liebesgluth macht warme Herzen kalt,
Des vierten Jugend-Lob vor Langerweil' uns alt.
Die Ruhe preisen sie; wir werden matt und müde,
Und schlafen ein bey ihrem Morgenliede.

Ein Tauben-Roman *).

An Henriette L***.

Ohne Zweifel erinnern Sie sich noch, liebe Henriette, des vorjährigen schönen Maytags in Ihrem Garten, als wir unter den Bäumen an der kleinen Einsiedeley beysammen saßen, und die Vögel beobachteten, wie einige sich lockten, zu einander hin und wieder von einander weg flogen, andre voller Eintracht auf einem Zweige sich wiegten, und noch andre mit lautem Zwitschern und ausgespreiteten Flügeln einen Zweykampf begannen. Die Vögel, sagte ich, haben zuverläßig ihre Roman-Auftritte, wie wir; hätten sie auch Romanenschreiber, so würden wir oft über die

*) Da in dieser Erzählung alles pünktlich wahr ist, so kann dieselbe als ein Beytrag zur Psychologie der Thiere angesehen werden.

Verwicklung und Entwicklung ihrer Liebesgeschichten uns wundern. Sie, meine Freundinn, sahen mit einer ungläubigen Miene mich an, und lachten, als ich meinen Satz im Ernst behauptete. Jetzt kann ich ihn mit einer Thatsache belegen, für deren Richtigkeit meine Nichte, das gute Lottchen, sich verbürgt; welches viel gesagt ist, indem ihre Wahrheitsliebe so weit geht, daß es sie beleidigt, wenn ich auch nur ein Feenmährchen ein wenig anders erzähle, als es im Buche steht.

Vor einigen Wochen also, an einem kalten März-Morgen, da ich mit Lottchen frühstückte, kam ein Tauber an mein Fenster geflogen, und ließ sich mit seinem Weibchen, das ihm augenblicklich folgte, auf der äußeren Fensterbank nieder. Beyde waren glänzend weiß, an den Flügeln nur mit ein Paar dunkelbraunen Flecken gezeichnet, hatten einen schlanken, reitzenden Wuchs, und in den Umrissen der Köpfe so etwas feines, etwas so unschuldig zärtliches in den Augen, daß sie würdig gewesen wären, auf der von Anakreon gerührten Leyer zu schlummern, oder, als

Gesandtinnen des Liebesgottes, eine Bothschaft von ihm seiner Psyche zu bringen, und in ihrem Schooße dann auszuruhen. Nicht lange, so entfernten sie sich; waren aber, weil meine Nichte ihnen Waizenkörner hinstreute, in wenigen Minuten wieder da. Es lohnte sich der Mühe, die Liebkosungen beyder zu beobachten; das männliche und doch bescheidne Werben des Taubers, und wie die Taube mit der jungfräulichen Schüchternheit einer Neuvermählten ihren Hals an den seinigen schmiegte. Lottchen hätte sie deswegen beynahe zu Platonikern gemacht. Den ganzen Tag konnte sie das zärtliche Pärchen nicht vergessen, legte sich mit dem Gedanken an dasselbe schlafen, und als am folgenden Morgen unsre Gäste wieder in aller Frühe ans Fenster pickten, sprang sie eilig aus dem Bette, fütterte sie, machte ihnen sogar hinter einem Fensterladen ein warmes Nest von Stroh; und nun schlugen die Täubchen förmlich ihre Wohnung bey uns auf. Meiner Nichte werden Sie, liebe Henriette, leicht ihre kindische Freude verzeihen; aber sonderbar wird es Sie dünken, daß

ich mich selbst davon anstecken ließ. Schade nur, daß sie von kurzer Dauer war! Einst, als wir uns zum Frühstücke hinsetzen wollten, fanden wir das Weibchen allein, traurig, mit hangendem Köpfchen auf die Waizenkörner niederblickend, von denen es noch keines angerührt hatte. Zu wiederhohlten Mahlen flog es die Straße auf und ab, kehrte zurück, saß unbeweglich auf der Fensterbank, und suchte von neuem den verlohrnen Gatten. Bey jedem Fluge blieb es länger, und zuletzt gänzlich aus. Lottchens Betrübniß können Sie sich vorstellen. Jedoch trauerte sie nicht über ihren eignen Verlust, sondern über das Schicksal des Täubchens; wie denn gemeiniglich ein junges Mädchen, wenn nicht Eifersucht dazwischen kommt, in dergleichen Fällen am mitleidigsten ist. Anfänglich hoffte sie noch; aber der März lief zu Ende, und jetzt war alle Hoffnung verschwunden.

Die Tage fiengen schon an, wärmer und schöner zu werden, als an einem heitern April-Abend — wir hatten eben einige Frauenzimmer bey uns — etwas

vor dem ersten Fenster vorbey an das andre hin rauschte. Lottchen erhob ein Jubelgeschrey, und siehe da, unsre weiße Taube, in der Gesellschaft eines großen, wohlgebildeten Taubers, von glänzend brauner Farbe, von der Gattung derer, die man Capuciner nennt! Augenscheinlich hatte das Täubchen ihm den Weg gezeigt, und es war, als hätt' es von seiner ehemaligen Pflegerinn dem neuen Geliebten erzählt; denn er ließ gleich die Bewirthung meiner Nichte sich gefallen, und war eben so einheimisch, wie sein Vorgänger. Von nun an fanden beyde sich täglich bey uns ein, um ihr Futter zu hohlen.

Auf diese Ueberraschung folgte, den vierten oder fünften Tag, eine zweyte. Unser Fenster-Besuch hatte, wie gewöhnlich, nach der Mittagsmahlzeit sich wegbegeben; da erschien der weiße Tauber, stürzte auf unser Fenster herab, blieb eine Weile, und flog davon; aber nur, damit er seine jetzige Gefährtinn herbeyführte; und diese war, nach ihrer Bildung, Größe und Farbe zu urtheilen, das zum Capuziner gehörige Weibchen. Denken Sie sich, meine Freundinn,

mit welcher Ungeduld wir das Begegnen der beyden Tauber und ihrer Geliebten erwarteten! Die Katastrophe war nicht fern. Gleich am nächsten Mittage, zu der Zeit, da unser weißes Täubchen und sein jetziger Ehegenoß ruhig die letzten Körner auflasen, kam der weiße Tauber und setzte sich zwischen sie. Sein braunes Weibchen ließ er auf dem Dache des gegenüber stehenden Hauses zurück. In den ersten Augenblicken war auf der Fensterbank eine völlige Stille; die beyden Nebenbuhler schienen einander kaum zu bemerken. Sobald aber der weiße, um seine älteren Ansprüche an das Fenster, und vielleicht an die wiedergefundne Gattinn, geltend zu machen, sich in Bewegung setzte, warf auch der Capuziner sich in die Brust. Muthig und stolz gieng er hin und her, gab dem Feinde, so oft er demselben näher kam, einen Seitenstoß, und hiermit die Losung zum Streite, bey welcher das, bis dahin gebliebne, wehrlose Täubchen zu dem andern aufs Dach flüchtete, und mit ihm den Kämpfern zusah. Der Sieg war nicht lange zweifelhaft. Nach einem kurzen heftigen

Angriffe behielt der Braune das Feld; ließ aber den Gegner fliehen, ohne ihm nachzusetzen, und schwang sich alsdann triumphierend in die Luft. Die Weibchen folgten den Männern. Seit dem ist uns weder das eine, noch das andre Paar mehr zu Gesichte gekommen.

Sagen Sie, liebe Henriette! fände man in dieser Erzählung nicht hinreichenden Stoff zu einem Roman? Sie enthält Freuden und Quaalen der Liebe, Trennungen, banges Umherirren, Wiedersehn, Eifersucht und Kampf. Und doch erzählte ich nur das, was vor meinen Augen vorgieng. Wie erst, wenn bey meiner wahren Begebenheit mir eine Muse, wie dem Dichter bey seiner Fabel, auch das Ungesehene aufgedeckt hätte; die verborgnen Veranlassungen und Triebfedern, jede in Schatten gehüllte Scene, jedes kleinere Zwischenspiel? Vermuthlich wäre dann die Verwickelung der Geschichte von einer doppelten Gefangenschaft herzuleiten; wenigstens weiß ich mir die Sache nicht anders zu erklären, als daß der weiße Tauber auf einem fremden Taubenschlag in die Gewalt eines fremden Herrn gerieth, und sein

rechtmäßiger Herr, um gleiches mit gleichem zu vergelten, dem andern ebenfalls seinen Liebling, den Capuziner wegkaperte. Eine Zeitlang mochten die beyden Gefangnen um ihre Gattinnen, so wie die verlaßnen Täubchen um ihre Männer, trauern; nach und nach aber fühlten alle das Lästige der Einsamkeit. Jene glaubten vielleicht, der Kummer hätte ihre zärtlichen Weiber getödtet; und diese beredeten sich, ihre Gatten wären von einem Luft-Corsar überfallen und gewürgt worden. Intelligenz-Blätter und Todtenscheine giebt es unter ihnen nicht. Was sollten unsre Wittwer thun? Sie fiengen an, die Wittwen zu trösten; und wie konnte die Capuzinerinn dem schönen Paris widerstehen? Wie die von ihm geschiedne hülflose Blondine dem braunen streitbaren Helden, der sich ihr zum Ritter anbot? Kurz — — Aber, fiel Lottchen, als wir gestern davon redeten, mir ins Wort: mich ärgert es immer, daß mein Ideal von Tauben-Treue nun verdorben ist. Alle Dichter in allen Sprachen sangen davon. Oft hat mich das Täubchen von Hagedorn gerührt, das,

bereits in den Klauen des Falken, seinen schlafenden Freund nicht zu seiner Vertheidigung geweckt haben will; da dieser indessen von selbst erwacht, und herbeyeilt, worauf sie, Hals an Hals, mit einander starben *). Und das herrliche Gespräch von Gleim zwischen dem Wandrer und der Taube! — Welches? fragte unser junger Abbé, der gerade zugegen war. Meine Nichte mußt' es ihm hersagen, und jetzt bittet sie mich, es für Sie, liebe Henriette, abzuschreiben, auf den Fall hin, daß Sie Gleims Fabeln nicht bey der Hand hätten.

„Der Wandrer:

Was machst du da, du kleine Turteltaube?

Die Taube:

Ich seufze. Mein getreuer Mann
Ward einem Jäger hier zum Raube,
Dem er doch nichts gethan!

---

*) Hagedorns Fabeln und Erzählungen, zweytes Buch.

Der Wandrer:

So fliege weg! wie? wenn er wieder käme
Mit dem Geschütz, das ihm das Leben nahm,
Und dann auch dir das Leben nähme?

Die Taube.

Thut er es nicht, so thuts ja doch der Gram *)."

Gieb dich zufrieden! sagte ich zu Lottchen: Wenn man die Treue der Tauben rühmt, so versteht man darunter keine andern als Turteltauben, von welchen du auch nie dergleichen erleben wirst. Turteltauben

---

*) Aus dem Französischen: *Le Passant et la Tourterelle.*

Le Passant :

Que fais-tu dans ce bois, plaintive Tourterelle?

La Tourterelle :

Je gémis; j'ai perdu ma compagne fidèle.

Le Passant;

Ne crains-tu point que l'oiseleur
Ne te fasse mourir comme elle?

La Tourterelle :

Si ce n'est lui, ce sera ma douleur.

sind es in deinen beyden Fabeln; imgleichen in der Romanze von Goldsmith, die du auswendig kannst.

„Und Lieb' ist gar ein leerer Schall;
Gebannt vom Spiel und Fest,
Durchirrt sie Wüsten nur, und wärmt
Der Turteltaube Nest *).“

Indessen — unterbrach mich der geistliche Herr — stimmt ein andrer französischer Dichter seinem Landsmann, von welchem die Gleimsche Fabel entlehnt ist, so wie dem Deutschen und Engländer, nicht bey.

La plus tendre tourterelle
Change d'amour en un an **).

Diese Verse sind gewiß von einem französichen Abbé: versetzte Lottchen mit einigem Unwillen. Zwar

*) And love is still an emptier sound,
The modern fair one's jest,
On earth unseen, or only found
To warm the turtel's nest.
Im Landpriester von Wakefield.

**) Das getreuste Turteltäubchen
Liebt nicht länger als ein Jahr.

giebt es auch in Deutschland unter den Geistlichen und Nicht-Geistlichen der jungen Flatterer genug, die an keine weibliche Treue glauben wollen. So wie, fuhr ich fort, der galanten Damen, denen das Beyspiel der Turteltauben mehr zur Aergerniß als zur Erbauung gereicht, und welche heimlich denken, was jene Pariserinn wirklich einem Moralisten antwortete, als dieser, um sie wegen ihrer Ausschweifungen zu beschämen, sich auf die größere Enthaltsamkeit der unvernünftigen Thiere berief. Sie erwiederte ganz kalt: Aussi sont-ce de bêtes *).

Der Abbé schwieg. Lottchen kam auf ihre Tauben zurück, und wünschte ein besseres dénouement de la pièce; daß nehmlich jeder Tauber sein erstes Weibchen, wie Menelaus die schöne Helena, wieder heimführen möchte. — Sie aber, meine Freundinn, wünschten vielleicht, daß dieser Brief nur halb so lang wäre, als er ist. Leben Sie wohl!

---

*) Eben darum sind es Thiere.

Die Krone und die Nachtmütze.

Auf einem Marmor=Tische lag,
Verkündigend den Galla=Tag,
Frühmorgens eine Königskrone
Und neben ihr des Königs Mütze. — Wie?
Hub jene zürnend an, mit stolzem, bittern Hohne:
Du wagst dich her, wo deines gleichen nie
Das Sonnenlicht beschien? Genug schon, daß im stillen
Verborgnen Schlafgemach dir ein Monarch erlaubt,
Incognito sein hohes Haupt,
Dieweil er schlummert, einzuhüllen!
Gedenke, was du bist! — Ich bin,
Erwiederte die Nachbarinn,
Zu des Regenten Ruhm und seiner eignen Ehre
Nicht so entbehrlich als du meynst.
Um dich herum, wenn du erscheinst,

Versammeln sich gedrängte Jubel=Chöre;
Die Menge staunt; und ach! zubald vergißt
Ein König, daß er Mensch, wie andre Menschen, ist.
Ich aber sag' ihm gern auf seinem Ruhekissen,
Mit ihm in stummen Finsternissen
Allein, die große Wahrheit vor;
Und hört mich sein verwöhntes Ohr,
Dann huldiget im Fürsten=Sohne
Das treue Volk dem Manne, den es liebt:
Dann freue dich! ein neuer Glanz umgiebt
Die heiliger gewordne Krone.

Die Ruhe in Egypten.

Ein Gemählde von Hannibal Carraccio.

Holdes Kind, das in der Mutter Schooß
Eingeschlummert liegt! des Himmels Melodieen
Tönen dir im Traum, und Engel knieen
Vor dem Flüchtling, dessen Erden=Loos
Müh' und Arbeit ist. — Wie niedrig, und wie groß!
Um dich her in Andachtsvoller Stille
Berg und Thal! Aus grober Hülle
Ragt hervor die kleine, schwache Hand,
Die, zum Wohlthun ausgesandt,
Ueber Meer und über Land
Ruhe bringen soll und Segen.
Liebend wehn die Winde, rieselt hin der Fluß;
Denn mit leisen Herzensschlägen
Hält die Mutter ihres Säuglings Fuß,

Ach! der auf bedornten Wegen,
Guten Seelen nach, die sich verirrt,
Tief im Staube wandeln wird;
Aber künft'ger Herrlichkeit entgegen
Unter Schmach und Elend geht,
Und dereinst verklärt auf Gräbern steht.

Was umsäuselt mich in dieser Stille?
Gottes heil'ger Friede schwebt
Ueber mir; der Weisheit Fülle
Kommt herab zur Einfalt, und die Seele hebt
Auf der Liebe sanftem Flügel sich,
Hofft und glaubt — O du, in deiner armen Hülle,
Kind des Himmels, segne mich!

An die Natur.

Blätter fallen, Nebel steigen,
Und zum Winterschlafe neigen
Sich die Bäume schon auf welker Flur:
Ehe Flocken sie umhüllen,
Rede du mit mir im Stillen
Einmahl noch, befreundete Natur!

Oft hast du mit mir getrauert,
Oft mich Wonnevoll durchschauert;
Deine Muttertreue lächelt, spricht,
Hier in lispelnden Gebüschen,
Dort in Farben, die sich mischen,
Winkt im Sonnenstrahl, im Dämmerlicht.

Wo der Nord auf nackten Hügeln
Braust, und wo sich Blumen spiegeln,
Bist du Wiederschein und Wiederklang

Der geheimsten unsrer Triebe,
Mahlst und tönest Hoffnung, Liebe,
Freud' und Schmerz, und Klag= und Trostgesang.

Freude, wenn, umjauchzt von Hirten,
Sich mit Glanz die Berge gürten,
Mit des jungen Maytags erstem Glanz;
Liebe, wenn sich Reben winden,
Rosen küssen, Bäche finden,
Und die Aue lacht im Hochzeitkranz.

Wehmuth, wenn des Tags Getümmel
Nun verstummt; am grauen Himmel
Unbewegt die Abendwolke steht;
Lüstgehölze sich umdüstern,
Und der Wind mit bangem Flüstern
Nur im höchsten Laub der Pappel weht.

Hoffnung blickt im Sternlein nieder,
Das nach schwarzen Stürmen wieder
Freundlich aus dem Nachtgewölke tritt;

Und in goldner Morgenröthe
Singt zur ländlich frommen Flöte
Jeder Hain; die Staude säuselt mit.

Unbefangne Mädchen = Herzen
Läßt ihr kindlich frohes Scherzen
Oft im Bild' ein Sommerabend sehn,
Wenn in hellen, blauen Lüften,
Wie auf Lämmervollen Triften
Schön gepaarte Silberwölkchen gehn.

Aber aus entweihten Gründen
Flieht dein süßes Mitempfinden,
O Natur! die öde Quelle rauscht
Ohne Liebe, sprachlos flüstern
Zweige, die sich nie verschwistern,
Wo im Blüthenstrauche Bosheit lauscht.

Sie umringen leere Schatten,
Taube Wälder; auf den Matten
Ist der Blümchen keines ihr verwandt;

Segen krönet nicht die Garben,
Und des Regenbogens Farben
Schmücken nicht der Eintracht Fest-Gewand.

Wie er zagt in sichrer Höhle,
Der Verräther, dessen Seele
Jedes dumpfere Getöse schreckt!
Lauter Stimmen, die dem Rächer
Rufen! denn zum Mitverbrecher
Wird der Fels, der einen Frevler deckt.

Selig, wer mit immer reinen
Händen dir in dunkeln Hainen,
Allernährerinn! sein Opfer bringt;
Wer von Lichtumfloßnen Hügeln
Auf des Morgenwindes Flügeln
Sich in deinen höhern Tempel schwingt:

Dreymahl selig die Getreuen,
Die sich deiner Einfalt freuen,
Deine Schönheit sehn mit lauterm Sinn!

Unter Erden=Melodieen,
Zwischen Rosen, die verblühen,
Führst du sie zum Unsichtbaren hin.

Die vom Lenz verjüngte Wiese
Zeigt uns künft'ge Paradiese;
Friede, wie der Thau von oben, mild,
Unvergänglich wie die Sterne,
Friede schimmert aus der Ferne,
Wenn die Sonne sich in Purpur hüllt;

Gleich dem hohen Gottesfrieden,
Den ein Traumgesicht dem müden
Pilger einst im heil'gen Lande gab:
Plötzlich ward die Nacht ihm heiter,
Mondesglanz zur Strahlen=Leiter,
Und der ganze Himmel stieg herab.

Der junge Biber.

Ein reges Bibervölkchen baute
Das dritte Stockwerk auf sein Haus;
Der jüngsten einer nur saß unbewegt und schaute
Mit trüber Stirn ins weite Feld hinaus.
Warum so müßig? sprach ein alter weiser Biber:
Was kümmert dich? Frisch angefaßt!
Dann gehn die Grillen bald vorüber.
Die gute Laune weicht von dem, der Arbeit haßt.

Meynst du, ich scheue sie? versetzte
Der andre: Müßiggang ist mir die größte Pein,
Und wahrlich bin ich nicht der letzte,
Wo etwas löbliches begonnen wird; allein
Das Werkchen dünkt mich gar zu klein.

Wie könnt' es einem Freude bringen,
Wenn man, sich höher aufzuschwingen,
Den mächt'gen Trieb im Busen nährt?
O siehe dort, an jenen Felsen-Wänden,
An jener stolzen Burg die Kunst von Menschen-
händen!
Ein solcher Bau ist seines Kranzes werth.
Zur Wolke steigen sie empor, die kühnen Lasten!
Muß da nicht mit beschämtem Blick
Ein Biber auf sein Meisterstück
Heruntersehen? — Ja, Fantasten,
Gab ihm der Alte zum Bescheid,
Wie du, die keine Stunde rasten,
Und dennoch müßig gehn, weil, mit sich selbst entzweyt,
Sie nur, was die Natur verbeut,
In ihrem Eigendünkel wollen;
Das aber nicht thun, was sie sollen.
An unsre Hütten hast du noch
Dich nicht gewagt, und träumest doch
Von Schlössern, hochgethürmt, die an den Himmel
reichen.

Fang' an, mit deiner Kunst den Brüdern dich zu
weihn,
Denn, wär' es dir vergönnt, den Menschen je zu
gleichen,
So müßtest du zuvor der beste Biber seyn.

Der erste Schattenriß *).

In den ältesten Zeiten der Stadt Corinth, als sie noch Ephyra hieß, und von ihrem nachherigen Glanze weit entfernt war, lebte daselbst ein Töpfer, Nahmens Dibutades. Er genoß der Achtung aller seiner Mitbürger, weil von den damaligen Griechen die Töpferscheibe in besondern Ehren gehalten wurde. Man verdankte ihr, außer den zum häuslichen Gebrauche bestimmten Gefässen, denen Genügsamkeit und Einfalt der Sitten einen größeren Werth gab, die gottesdienstlichen Gefässe und die, jenem Zeitalter ebenfalls heiligen, Aschenkrüge. Ueberdem konnte der Künstler das Ansehen des Handwerkers nicht herabsetzen; denn Bildhauerkunst und Mahlerey wurden in Griechenland noch nicht geübt.

*) Man s. Plinii naturäl. histor. L. XXXV. c. XII.

Die Bildnisse der Götter bestanden in einer bloßen Säule, in einem viereckigten Stein oder einer Pyramide, auf welcher man höchstens den Nahmen des darin zu verehrenden Gottes las *). Auch die Erfindung des in der Folge berühmten Corinthischen Erzes blieb einem spätern Jahrhundert aufbewahrt **).

Dibutades erwarb sich unter den übrigen seines gleichen den ersten Rang dadurch, daß er bey seiner Arbeit mit dem Mechanischen ein gewisses Kunstgefühl vereinigte. Was aus seinen Händen gieng, zeichnete sich aus durch das Gefällige der Form, welcher eine von ihm erfundne röthliche Farbe noch mehr Reitz verlieh.

So wie aber selten ein Künstler-Talent ohne Künstler-Eigensinn ist, so war auch Dibutades von letzterem nicht frey. Jedem andern Stande zog er den seinigen vor; und hätten alle Bürger der Stadt,

*) Winkelmanns Geschichte der Kunst, Th. I. Kap. I.

**) Das Mährchen von der zufälligen Entstehung desselben wird von niemanden mehr geglaubt.

selbst die vornehmsten, um seine einzige Tochter geworben, er hätte sie keinem, als dem geschicktesten Töpfer, zuerkannt.

Die schöne Philea, so hieß seine Tochter, wußte dieses wohl; allein sie hätte zwey Monate früher es wissen sollen. Als sie es erfuhr, hatte sie bereits dem jungen Ariston, welcher unglücklicher Weise kein Töpfer war, zu oft in sein blaues Auge gesehen, zu oft sich von ihm sagen lassen: Schöne Philea! Von ihm lassen konnte sie nicht mehr. Bald suchte sie, mit der Gutmüthigkeit ihres Vaters sich zu trösten, der ihr keinen Bräutigam wider ihren Willen aufdringen würde; bald erinnerte sie sich der letzten Worte ihrer sterbender Mutter: Mache deinem Vater frohe Tage! Dann weinte sie, bis ihr die Liebe ins Ohr flüsterte: Wie magst du den Vater so verkennen? Hängt nicht seine ganze Seele an dir? Wird es ihm schwer fallen, seiner Zärtlichkeit gegen dich eine Grille aufzuopfern? Am mehrsten beruhigte sie der Gedanke an die Glücksumstände ihres Geliebten. Er war der älteste Sohn

des Agathokles, eines im Schiffbau erfahrnen Mannes, worinn er, so wie Dibutades in der Töpferarbeit, es allen andern zuvorthat. Sein Ruhm hatte sich auf den beyden angränzenden Meeren verbreitet, und seine Mühe sich reichlich belohnt. Welcher Vater würde nicht solch einen Freyer willkommen heißen?

Für den Dibutades hatte dennoch alles dieses keinen Reitz. Er war von der Liebe seiner Philea, ohne daß ihr etwas davon ahndete, längst unterrichtet; denn einem verliebten Mädchen wird es nicht leicht, sich vor einem feinen Beobachter lange zu verbergen. So verrieth auch Philea sich dann und wann durch einen tiefsinnigen Blick, durch einen Seufzer, nach welchem sie plötzlich erschrack, durch zerstreute Antworten, bey denen sie zusammenfuhr, und die ihrem Vater hinlänglich waren, in seiner Tochter eine Leidenschaft zu argwöhnen. Er wandte sich deßwegen an ihre Wärterinn, und diese, weil sie das Verheimlichen für eben so unnütz als gefährlich hielt, entdeckte die Sache bis auf den kleinsten Umstand.

Dibutades kannte und schätzte den Ariston, hatte sogar, wenn Philea dabey war, ihn öfters gelobt; aber er wollte keinen Schwiegersohn, der Schiffe zimmerte, anstatt Gefässe aus Thon zu bilden. So sehr ihn auf der einen Seite das gute Mädchen jammerte, so ließ doch auf der andern ein unseliger Eigensinn, der zuweilen die besten Menschen ungerecht und hartherzig macht, ihm nicht zu, daß er in eine Verbindung dieser Art willigte. Mit Gewalt die Liebenden zu trennen, daran gedacht' er nicht; allein das letzte sollte versucht, jedes Hinderniß in den Weg gelegt werden. Für jetzt war, nach seiner Meinung, das rathsamste, zu schweigen, die Tochter zu bemerken, und abzuwarten, was etwa Zeit und Gelegenheit ihm an die Hand gäbe.

An einem Abend, als Dibutades zu einem Gastgebot eingeladen war, kam Ariston zu Philea. „Ich muß", sagte er, „auf einige Tage dich verlassen. Morgen geht ein, von meinem Vater neuerfundnes Fahrzeug nach einer Insel im Jonischen Meer, und es ist nöthig, daß ich mitgehe, weil es zum ersten Mahle

abſegelt. Die Göttinn der Liebe, die auch das Meer beherrſcht, wird mir günſtig ſeyn, und dann bin ich in der dritten Woche zurück.“

Nicht eher, als in der dritten Woche? verſetzte das Mädchen, mit Thränen im Auge. So lange dich nicht ſehen? ich, der ein einziger Tag ohne deinen Anblick kein Ende zu haben ſchien? — Ach! wie oft, wenn ich vor meinem Spiegel ſaß, wünſchte ich, mein Bild darinn befeſtigen zu können, um es dir zu geben! Wär' es möglich, nun das deinige hinein zu zaubern, mit welcher Geduld wollt' ich deiner Wiederkunft entgegen harren!

So wünſchte Philea, und konnte nicht anders wünſchen; denn von der Abbildung einer Menſchengeſtalt hatte man noch keinen Begriff.

Kaum war das letzte Wort aus ihrem Munde, als Ariſton von ungefähr ſo neben die brennende Lampe zu ſtehen kam, daß an der Wand gegenüber, mit ſprechender Aehnlichkeit, ſein Geſicht im Schatten ſich zeigte. Wie eine Begeiſterte, ſieht Philea nach der Wand, nach ihrem Geliebten, legt beyde Hände

auf seine Schultern: bleibe! ruft sie! bewege dich nicht! Dann fliegt sie davon, kommt mit einer dem Herd' entrissenen Kohle wieder, betet zur Venus, fängt an, nach dem Schatten zu zeichnen, und vollendet den Umriß. Nur einem Griechen ist es erlaubt, die Empfindung eines griechischen Mädchens in solch einem Augenblicke zu schildern.

Mitten in ihrer Wonne ließ Philea den scheidenden Ariston um so ruhiger aus ihrer Umarmung, da dessen Vater, gleich nach der Rückkehr seines Sohnes, sie von dem ihrigen begehren wollte.

Wie aber? Wird Dibutades die schwarzen Linien an der Wand nicht eben so gut sehen, als sie? Hieran dachte sie erst beym Schlafengehen, und ihr Herz pochte gewaltig. — „Immerhin"! sagte sie bald darauf: „Sind es doch nur schwarze Linien! müßen sie denn nothwendig von mir seyn? wenigstens wird er den Ariston nicht darinn erkennen". Als sie das gesagt hatte, pochte ihr Herz nicht mehr, und sie war im Traum bey ihrem Geliebten.

Indessen hatte Philea sich in ihrer Vermuthung

geirrt. Ehe sie noch erwachte, stand ihr Vater bereits vor dem Schattenriß, erkannte in demselben den leibhaftigen Ariston, wußte kaum, ob er seinen Augen trauen sollte; zürnte aber nicht, sondern staunte, bewunderte, war voller Ungeduld, bis er von der Wärterinn die Geschichte des Bildes vernahm. Seine Freude war unaussprechlich; denn die Wichtigkeit einer solchen Erfindung mußte nothwendig ihm einleuchten. Und seine Tochter die Erfinderinn! Und ihr Liebhaber die Veranlaßung dazu! Dieser hatte nun ein gewisses Recht auf die Hand, welche durch seinen ihr gelungenen Umriß sich berühmt machte. Dibutades konnte mit Ehren widerrufen, konnte die Wahl des Ariston zum Schwiegersohn vor seinem Eigensinn verantworten, und es that ihm wohl, daß er sich von außen gezwungen fühlte, seinem geheimen, besseren Triebe zu folgen, und die Wünsche der guten Philea zu befriedigen.

Als er noch einmal nach dem Schattenriß hinblickte, gab sein Genius ihm einen Gedanken ein, von dessen Ausführung er sich mit der Zeit die Veredlung

und Bereicherung seiner Kunst, oder vielmehr die Entdeckung einer neuen versprach. Unverzüglich sollte ein erster Versuch angestellt, wenn er geriethe, seine Tochter damit überrascht, und ihr alsdann ihr bevorstehendes Glück verkündigt werden. Bis dahin, so viel es auch seinem Herzen kostete, nahm er sich vor, zu schweigen.

Philea, die jetzt aus ihrer Kammer trat, fand auf dem Gesichte ihres Vaters eine ungewöhnliche Heiterkeit. „Siehe", sagte er nach einer kleinen Weile, indem er sie zärtlich bey der rechten Hand faßte, „wie schön der Morgen ist! hole dir eine von deinen Gespielinnen und gehe nach der Quelle Pirene, wo du so gern im Schatten sitzest". Philea stutzte, wurde roth, und hätte sich nicht zu helfen gewußt, wäre nicht ihr Vater schnell in seine Werkstätte gegangen. Freylich war ihr unter den vielen Quellen, in und außer Corinth, Pirene die liebste; aber eben darum hatte sie derselben nie erwähnt. An dieser Quelle pflegte Ariston, wenn er nach dem Lechäischen Hafen gieng, oder von da zurück kam, sie neben

seiner Schwester zu finden. Je mehr das arme Mädchen nachsann, desto räthselhafter wurden ihr die Worte des Vaters, insonderheit die frohe Laune und der zärtliche Ton, womit er sie aussprach. Lange unschlüßig, was sie thun sollte, gehorchte sie zuletzt seinem Befehle.

Sobald Dibutades allein und die Thür verriegelt war, nahm er weichen Thon, drückte denselben in den von seiner Tochter gemachten Umriß, und formte nach diesem ein Bild, das dem Schatten vollkommen ähnlich war. Sein Entzücken mögen Künstler beschreiben, und diejenigen ahnden, die jemals über ein Werk ihrer Hände sich freuten. Er verbarg das Bild unter die zum Trocknen hingestellten Gefässe, damit es zu seiner Zeit im Brennofen vollendet würde.

Zwey Wochen giengen vorüber, die dritte begann; da hörte Dibutades von der geschäftigen Wärterinn, daß man am folgenden Tage den Ariston erwartete. Ein andres Fahrzeug, das aus demselben Hafen früher als das seinige ausgelaufen war, hatte die Bothschaft gebracht.

Dibutades rief seiner Tochter. „Liebe Philea! ich habe einen Freund auf dem Jonischen Meere, welcher nach unsrer Küste will. Gehe mit einer deiner Vertrauten in den Hain der Nymphen, gelobe, wenn sie meinen Freund glücklich ans Land bringen, ihrem Tempel ein Geschenk"! Sie starrte den Vater an, ohne zu antworten. „Gehe nur, gutes Mädchen"! fuhr er fort, und umarmte sie.

Gleich einer Träumenden, wankte Philea zu des Ariston Schwester, der sie alles erzählte, und sie um ihre Begleitung bat in den Hain der Nymphen.

Der nächste Morgen war dazu bestimmt, die bisherigen Räthsel aufzulösen. Man gedenke sich das Erwachen des liebenden Mädchens, als sie mit halb geöffneten Augen, ihrem Bette gegenüber, das aus Thon geformte, roth bemahlte Bild des Geliebten sah. Im frohen Taumel springt sie auf, wirft die Kleider um, stürzt aus der Kammer, hängt an dem Halse ihres Vaters und weint. „Gutes Kind"! sagte dieser: „ich weiß alles; er soll der Deinige bleiben. Heute noch, ehe die Sonne untergeht, führ' ich ihn

selbst in unsre Wohnung. Bereite nur ein Mahl für deinen Bräutigam!"

Hierauf eilt er zum Agathokles, und mit demselben nach dem Hafen, wo sie von weitem schon die Flagge des Ariston erblicken. Ein günstiger Wind beflügelt das Schiff; man vernimmt schon das Freudengeschrey der Matrosen, und Ariston landet. Mein Sohn! rufen Agathokles und Dibutades zugleich. Der erstaunte Jüngling steht unbeweglich, stumm, kann das Wunder nicht glauben, bis er sich, die Wange mit Thränen benetzt, in den Armen des Vaters seiner Philea sieht.

Ehe die Sonne untergieng, war er auch in den Armen der Tochter.

Gleich am folgenden Morgen wurde das Bild, zur Erfüllung des gethanen Gelübdes, im Tempel der Nymphen aufgehängt, und wie ein Heiligthum bewahrt, bis Mummius die Stadt Corinth einäscherte. Mit ihm hatte die Kunst, in Thon zu bilden, ihren Anfang genommen, und sie war die Mutter der Bildhauerkunst.

Unter den Griechen lebte das Andenken der Tochter des Dibutades fort. Sollte sie nicht auch unsrer Aufmerksamkeit werth seyn, da wir, nach mehr als dreytausend Jahren, von den herrlichsten Kunstwerken umgeben, das, was sie erfand, wieder hervorgesucht, und jetzt noch so mancher Schattenriß sein Daseyn der Liebe zu danken hat?

Bey Gelegenheit der Bemerkung eines Recensenten:

Daß ein Almanach kein Quodlibet wäre.

Ein Almanach kein Quodlibet?
Was sind denn Monde, Wochen, Tage,
Wo bald auf stillem Rasenbett
Am Quell ein Liebesgott die Klage
Von Nachtigallen hört, und bald
Ein mächtiger Orkan den Wald
Bewegt, der Sänger Nest ergreift,
Und durch erschrockne Thäler pfeift;
Wo sich die Ros' im Morgenglanze
Hervor aus ihrer Knospe drängt,
Der heiße Mittag sie versengt,
Und Abends über Saat und Pflanze

Verderben in der Wolke hängt,
Die Regenguß mit Hagel mengt,
Den Halm ersäuft, den Baum entblättert
Und seine Sprößlinge zerschmettert?
Ein Almanach kein Quodlibet?
Ist unser ganzes Menschenleben
Mit allem Thun und allem Streben,
Zur Blüthenzeit, wenn um die Wett'
Empor der Lerchen Lieder schweben,
Und wenn die rasche Sense mäht;
Wenn ihren Saft die Trauben geben,
Der Herbstwind saust, die Stoppeln beben,
Und, für den nächsten Lenz besät,
Das Feld den Winter schon verräth,
Ist unser ganzes Menschenleben
Mehr, als ein bunt gemahltes Bret,
Auf welchem neben Flöten, Geigen,
Sich Nagel, Strick und Hammer zeigen,
Zum Heil'gen sich die Karte fügt,
Der Würfel bey dem Psalmbuch liegt,
Ein halb zerrißnes Zeitungsblatt

Die Larve zur Gefährtinn hat,
Und wir, vereint mit Flammen-Herzen
Und Rosen, ausgelöschte Kerzen
Und Todtenkopf und Sanduhr sehn?
Nicht schneller kann der Winde Wehn
Des Thurms Posaunen-Engel drehn,
Als wir vom Wonne-Rausch zu Schmerzen,
Von Andachtsvollem Ernst zu Scherzen,
Von Furcht zu Hoffnung übergehn.
In stetem Wechsel gleich dem trüben
Und hellen Himmel, wenn das Licht
Durch wandelbare Wolken bricht,
Ist menschliches Bewundern, Lieben
Und Hassen. Ihrer Wünsche Ziel
Verrückt ein Ohngefähr; sie treiben
Umher sich unter Wollen, Sträuben,
Genuß und Arbeit, Sorg' und Spiel;
Der bangen Seufzer, wie so viel,
Und ach! wie kurz die Lustgesänge!
Sogar im festlichen Gedränge
Wetzt ihren Dolch verborgne List;

Von stolzen Siegeskränzen ist
Der öde Kerker oft nicht weiter,
Als von der Abendröthe Pracht
Die schwärzeste Gewitter-Nacht.

Wer ruhig bleiben will und heiter
Bey diesem großen Quodlibet
Von Nebel, Sonnenschein und Regen,
Von Schneegestöber, Donnerschlägen,
Und Haß und Liebe, Fluch und Segen,
Von Lob' und bitterem Gespött
Auf rauhen und beblümten Wegen,
Der hefte männlich seinen Blick
Auf Eines nur, das Zeit und Glück
Ihm nicht entführt; mit sich im Bunde,
Sey treulich er in jeder Stunde
Das, was er ist; und spornt ihn dann
Vielleicht sein Genius, wohlan!
Er schreibe, was und wie er kann,
Quartanten oder Almanache,
Worinn er uns das Allerhand

Des Lebens, mit so manchem Tand
Durchflochten, minder lästig mache!
Nur acht' er nicht das tausendfache
Geschrey, das sich von Süden, West
Und Ost und Norden hören läßt!
Wenn ihn das Klatschen vieler Hände
Betäubt, er hier und dorthin irrt,
Um allen werth zu seyn, so wird
Er selbst ein Quodlibet am Ende.

Der moderne Patriot.

1801 *).

Ein Barometermacher gieng,
Als Hollands Märkte schon die Freyheitskappe zierte,
Von Delft nach Leyden, und hausierte
Mit seinem Gläserkram. Der Absatz war gering;
Die Zehrung aber doppelt theuer:
In vollem Unmuth schlug er Feuer,
Und zündete sein Pfeifchen an,
Worauf er allgemach ein Selbstgespräch begann.
Die Schmach des armen Vaterlandes,
Der Handlung Sturz, das Elend jedes Standes;
Was Groß und Klein, was Städt' und Dörfer quält,

*) Bekanntlich wurde die Entdeckung des Spinnen-Beobachters Dijonval durch die französische Revolution veranlaßt.

Wird nach der Ordnung hergezählt;
Dann folgen Plünderungen, Mord
Und Meineid und Verrath — Indessen (fährt er fort),
Hätt' alles das noch wenig zu bedeuten,
Wenn nur die Spinnen nicht das Wetter prophe-
zeihten!

Statt einer Strohkranzrede.

Am Tage nach der Hochzeit einer Freundin, im Herbste.

Wundern Sie sich nicht, theuerste Caroline, daß ich es wage, einen in dieser Gegend längst vergessenen Gebrauch wieder ins Andenken zu bringen, und Ihnen, für ihren gestrigen, jetzt abgelegten Kranz, einen andern zu überreichen, der weniger in die Augen fällt, aber gewiß keinen geringern Werth hat! Ich darf mich nur auf das Ansehen eines Mannes berufen, den Sie kennen und lieben, dem Sie oft Ihren Beyfall zuwinkten, wenn er, in seinen patriotischen Phantasieen manches alte löbliche Herkommen in Schutz nahm, und darüber klagte, daß wir von öffentlichen sowohl als häuslichen Festen, mit den Gebräuchen der Väter, ihren gutmüthigen Frohsinn wegbannten. Eine gerechte Klage! Denn

in der That haben unsre Zusammenkünfte, Gastmahle, selbst unsre Tänze bey feyerlichen Gelegenheiten, wenig charakteristisches, und eben darum wenig anziehendes mehr; damit alles vernünftiger würde, ist alles langweiliger geworden. Unter die festlichen Gewohnheiten, die wir nicht hätten sollen in Abnahme gerathen lassen, rechne ich den einst so beliebten, in den gebildeteren Provinzen Deutschlands eingeführten Strohkranz, welchen man der Neuvermählten darbot, und mit einer Trauer- und Trostrede begleitete. Zwar bin ich weit entfernt zu behaupten, daß jene Gewohnheiten der Vorfahren unverändert, ohne Rücksicht auf den Geist des Zeitalters, wieder herzustellen seyn. Mit dem jetzigen Tone der feineren Welt, mit unserm ganzen Costume würde sich der ehemalige Strohkranz nicht viel besser vertragen, als die Hymenäischen Tänze der alten Griechen. Was aber hindert uns, auch das zarteste weibliche Gefühl mit demselben zu versöhnen, indem wir ihn, durch eine leichte Verwandlung, zum Aehrenkranze machen? Heiliger als das schönste, der Flora geweihte Rosen-

gewinde, schmückte dieser, in den ältesten Zeiten, den Tempeleingang der milden, gesetzgebenden Ceres, der Stifterinn friedlicher Gesellschaften, welche dem Manne zu seinem Bogen die Sichel reichte, ihn zum ruhigern Lebensgenusse rief, und, so wie an Feld und Hütte, fester an Weib und Kinder band.

Wo, meine Freundin, fänd' ich an dem heutigen Tag' ein bedeutenderes Sinnbild für Sie? Blumen gehören dem noch freyen, unbefangnen Mädchen; ihm verzeiht man, wenn es nur um ihretwillen an der Grasreichen Matte seine Lust hat, nur sie zwischen dichten Kornhalmen bewundert. Auch verzeiht man dem Mädchen, daß es über einem Veilchenstrauße, von der Hand des Geliebten gepflückt, alles übrige vergißt, mit dem Geliebten sogar unter einem Strohdache sich niederlassen und die nackten Wände mit Kränzen behängen, auf den leeren Tisch Maßliebchen und Vergißmeinnicht streuen will. Ganz anders verhält es sich mit der jungen Gattinn. Diese trägt, als Braut, zum letzten Mahl in ihren Haaren den jungfräulichen Schmuck; nicht um von

der Rose Abschied zu nehmen, welche noch ferner für sie duftet, sondern weil die Blumen ihr nicht mehr alles das seyn dürfen, was sie bisher waren. Von nun an, wenn sie eingedenk ist ihres höheren Berufes, geht sie, als Hausmutter, über die ergiebige Wiese, die mehr als bunte Farben ihr zeigt, läßt von der schwankenden Aehre sich an ihre Vorrathskammer erinnern; und so gewährt ihr der Anblick der lachenden Natur, da wo mit jeder Freude wirthschaftliche Sorge sich paart, einen doppelten Genuß. Meynen Sie nicht, meine Theuerste, daß wir, in solcher Hinsicht, den Aehrenkranz wählen sollten, um die zur Gattinn gewordene Braut zu ihren neuen Pflichten damit einzuweihen? Er könnte sie lehren, wie nöthig es sey, von den Bedürfnissen des Lebens die bloßen Verzierungen desselben wohl zu unterscheiden, und sich mit diesen nicht eher zu beschäftigen, bis man jenen volle Genüge geleistet habe.

„Woher aber", fragen Sie, „nehmen wir Aehren, wenn unsre Scheunen leer stehen, und die Saat

erst zu keimen beginnt? Welche Verlobte wird, aus Verlangen nach einem Kranze, zu ihrer Verbindung den Herbst erwarten"? Freylich wird keine das; allein sie sollten es alle; nicht wegen der Ehre, unter den Bekränzten zu seyn; sondern wegen der Jahrszeit, die zur Schließung eines so wichtigen Bündnisses die schicklichste ist. Der Frühling ist die Jahrszeit der Liebe, nicht der Ehe; der Liebe, welche Violen und Hyacinthen als Unterhändler gebraucht, die Nachtigall um ihre Fürsprache bittet, gern mit dem Zephyr sich bespricht, und murmelnder Quellen, schattichter Lauben nicht entbehren kann. Dagegen reden die Verlobten mit einander ohne Dolmetscher, haben dem verschwiegnen Thal kein Geheimniß anzuvertrauen, noch in irgend einer dämmernden Grotte ihre Thränen oder Küsse zu verbergen. Wenn der Lenz, mit seinen Knospen, ein liebendes Paar zur Hoffnung ermuntert, so macht der mit Früchten beladne Herbst diejenigen, die, als unzertrennliche Gefährten, unter seinen Bäumen wandeln, aufmerksam auf die Wonne, welche jeder nützlichen Arbeit

folgt. Mögen später die welkgewordnen Blätter abfallen, und rauhe Winde mit ihnen spielen! Die Brust des Mannes soll gestählt, das Weib vorbereitet werden zu künftigen Drangsalen; beyde sollen fühlen, was es heiße: Gemeinschaftlich dulden und einander nicht verlassen bis in den Tod. Selbst die aufsteigenden Nebel alsdann, gleichen den dunkeln Ahndungen, womit die kürzlich Vermählten hinaus blicken in ihr bevorstehendes Schicksal. Und der kürzere Tag gewöhnt die Gattinn an Haus und Heerd, und an der Seite dessen, dem sie zur Gehülfinn dient, empfindet sie das Glück des Beysammenseyns um so lebhafter, je lauter in nächtlichen Finsternissen der Nord um ihre Fenster heult.

Sie, meine Freundinn, waren schon im Blüthen-Monde mit ihren jetzigen Pflichten zu bekannt, als daß Sie nöthig hätten, sich vom Herbste darinn unterrichten oder bestärken zu lassen. Ich theile Ihnen meine Vorschläge nur deßwegen mit, weil ich zu erfahren wünsche, ob Sie dieselben billigen. Auch diesen Aehrenkranz bring' ich Ihnen nicht als beleh-

rendes, sondern als weissagendes Sinnbild. Ohne ihn würden Sie nicht minder jedes Tagewerk treulich vollenden, und, wenn die Feyerstunde kommt, für dasjenige sorgen, was über das häusliche Leben Gefälligkeit und Anmuth verbreitet; einer Schnitterinn ähnlich, welche die letzte Garbe mit Kornblumen umschlingt.

Iris.

In der Laute Ton, zur hellen Flöte,
Zu der Leyer mächtigem Klang,
Priesen einst, und preisen mit Gesang
Ganze Chöre noch der Morgenröthe
Holden, bräutlichen Gang,
Wie, hervor aus goldnen Thoren
Schreitend, sie die Erde grüßt;
Wie, beym Tanze der freundlichen Horen,
Thau von ihrem Purpur-Schleyer fließt.

Und wer sänge nicht Auroren?
Jedes erwachende Thal im liederreichen May
Zeuget, daß sie werth der Hymne sey.

Aber laut vor Wonne schlagen
Auch die Sänger des Hains, wenn Iris niederschwebt,

Und, von Wetterwolken leicht getragen,
Ihren glänzenden Gürtel webt.
Um getränkte Wiesen wallen
Kühlende Lüfte, leises Weh'n
Säuselt am Fuße der Höh'n,
Deren Gipfel noch vom letzten Donner hallen;
Und die Sonne lacht
Sanft hinüber in der Wolke Nacht,
Wo befreundete Farben sich mischen,
Sich der friedliche Bogen neigt,
Und empor zu ihm aus allen Gebüschen
Dankender Jubel steigt.
Nur die Stimme der Barden schweigt;
Keine Leyer tönt im weiten Gefilde.

„Keine Leyer? und wem tönte sie?
Einem leeren Strahlenbilde?
Einem Schimmer, welcher nie,
Gleich der Morgenröthe, Segen spendet,
Labenden Thau der Erde sendet
Und das allernährende Licht?

Seinen bald erloschnen Farben
Danken die gereiften Garben
Ihre vollen Aehren nicht.
Laß den bunt gemahlten Schein
Unsern Nächten Mondeshelle geben,
Oder im Lenz die Flur beleben,
Wärme der zarten Knospe verleih'n!
Und der Wiederklang der Saiten
Soll das Lied der Nachtigallen begleiten."

Wende dich weg von ihnen, hülle dich ein,
Iris, Tochter des Himmels! und ihr Ungeweihten,
Rühmet nicht der kommenden Sonne Glanz!
Wen die Natur zur heiligen Morgenfeyer
Ruft, dem ist ihr kleinstes Lächeln theuer,
Eines Liedes würdig jener Kranz,
Der sich spiegelt im Krystall der Quelle,
Jenes Rosengewölk, das auf des Baches Welle
Man vorüber zittern sieht.
Hätte je mit reinerem Feuer
Euch der Muse Gesang durchglüht,

Euer Ohr geachtet auf der Leyer
Siebenfach tönende Harmonie,
Auf den Wechsel der Saiten, und wie,
Schwesterlich, eine die andre verkündet,
Jetzt im tieferen Ton der höhere schwindet,
Alles sich trennt und wieder findet,
Alles sich ordnet zu süßem Verein;
O, der siebenfarbne Schein
Würd' euch höhere Dinge lehren;
Staunen würdet ihr, und ehren
Die geheimnißvolle Hand,
Welche Strahlen und Sterne band,
Und die Wunderkraft des Schönen,
Das, in Farben und in Tönen,
Unsern Geist dem Staub' entzieht,
Neue Sinne weckt, das Herz erweitert
Und zur bessern Liebe läutert,
Bis auch dort ein Tempe blüht,
Wo für uns die lind' umwehten
Hügel keine Traube röthen,
Keine Saat den Abendregen trinkt,
Und kein Ast mit schwellenden Früchten winkt.

Iris, milde Göttinn! schwiegen
Selbst die kleinen Chöre, die sich hier
Auf dem duftenden Zweige wiegen;
Dennoch könnte dir
Frommer Einfalt Dank genügen.
Siehe den Schnitter, mühsam hingebückt,
Um sein langes Tagewerk zu enden,
Wie er nun, mit still gefaltnen Händen,
In den Glanz der Friedenswolke blickt!

Glycere. *)

Lamon:

Warum denn, Glycere, wunderst du dich eben heute über meinen Besuch, da er dich sonst nie befremdet?

Glycere:

Erräthst du die Ursache nicht, guter Lamon?

Lamon:

Vielleicht, weil du vermuthet hast, ich würde bey der Ausstellung der Gemählde seyn und abwarten, wem die Richter den Preis zuerkennen?

Glycere:

Allerdings! Halb Sicyon ist dort versammelt; die Kunstverständigen sahen lange schon diesem Tage

*) Plin. Natur. Histor. L. XXI. c. 2. XXXV. 11.

mit Sehnsucht entgegen, und sogar auswärtige Künstler aus entfernten Gegenden sind gekommen, dem Wettstreite beyzuwohnen. Insonderheit aber . . . . . du weißt, was ich sagen will.

Lamon:

Wie sollt' ich es nicht wissen? Nehmen wir beyde doch an einem der Mitwerber um den Preis gleichen Antheil! Denn so zärtlich du auch den Sohn des Brietes liebst, so lieb' ich ihn nicht weniger. Seit dem Tode seines Vaters hielt ich ihn, wie meinen eignen Sohn, war immer bemüht, seinen Sinn auf das Schöne zu lenken, und wie oft bist du Zeuge von meiner Freude gewesen, wenn er, dir gegenüber, die Kränze, welche du wandest, mit dem Pinsel nachahmte, und mit der Natur und mit dir wetteiferte!

Glycere:

Noch dazu hätt' er, ohne deine Aufforderung, kein Preisgemählde verfertigt.

Lamon:

Eben darum blieb ich aus der Kunstschule weg,

und begab mich zu dir. Ich fühlte mich nicht weise genug, der Versammlung zuerst meine Ungeduld, und dann, wenn unser Pausias von einem andern übertroffen würde, meinen Schmerz zu verbergen. Jene hätt' einem Mann' in meinem Alter nicht geziemt, und durch diesen hätt' ich dem, welcher den Vorzug erhalten, wehe gethan. Neben dir wird es mir leichter, auf den Ausgang zu harren.

Glycere:

Du hast doch jemanden hingesandt, der uns unverzüglich Bericht erstattet?

Lamon:

Niemanden, weil ich auf dich rechnete. Ohne Zweifel steht deine kleine Gehülfinn schon auf der Lauer.

Glycere:

Sie sollte wohl; aber ich befahl ihr, noch einige Blumen zu holen, die zur Vollendung dieses Kranzes mir fehlten; und nun bleibt das unbesonnene Mädchen mir aus.

Lamon:

Ein herrlicher Kranz, würdig, daß ihn die Liebe demjenigen aufsetzet, welchen die Muse der Kunst mit dem ihrigen krönte!

Glycere:

Möge nur den, dem sie beyde zu Theil werden, nicht der letztere gegen den ersteren gleichgültig machen!

Lamon:

Welch ein Zweifel, Glycere! Hat dir Pausias je . . . . . . Aber da ist Pyrrha mit den Blumen!

Pyrrha.

Die nicht immer so leicht zu finden als zu flechten sind. Ich habe lange gesucht. Die mehrsten hängen schon in der Sonne die Köpfe, und die bösen Käfer, der Mehlthau —

Glycere:

Laß es gut seyn, Pyrrha, und eile jetzt, wohin ich dir sagte! Bring' uns bald eine frohe Bothschaft!

Pyrrha:

Ist es eine frohe, so weißt du, daß niemand besser laufen kann, als ich.

Lamon:

Erkläre mir nun, Glycere, deine Besorgnisse wegen des Pausias, als wär' es möglich, daß er, stolz auf ein gekröntes Gemählde, deine Kränze weniger achtete. Zählt ihn nicht Griechenland seit mehreren Jahren zu seinen berühmtesten Künstlern, und wann hat das Gefallen an Ehre das Gefühl der Liebe in ihm geschwächt?

Glycere:

Ich muß gestehen, daß ich über den Pausias nie zu klagen hatte. Noch gedenk' ich mit Rührung der Zeit, da ich, ärmer als jetzt, ohne Gehülfinn, selbst umher zu gehen genöthigt war, um meine Blumensträuße öffentlich zu verkaufen; wie er meinen tadellosen Sitten einen so hohen Werth beylegte, daß er mich nicht weniger ehrte, als liebte, und ich an seiner Seite die Niedrigkeit meines Standes vergaß.

Und wie groß war in seinen Augen mein kleines Talent, die Blumen zu ordnen! Er glaubte wirklich, die Blumen-Mahlerey von mir gelernt zu haben, und erhob dann und wann meine Kunst über die seinige.

Lamon:

Letzteres hab' ich oft von ihm gehört. Meine Tafeln, sagt' er — wie todt gegen ihre Blumengewinde, und der Genuß, den sie darbieten, wie selten; indeß Glycere mit ihrer Arbeit täglich neue Freude giebt, und man bey allen Auftritten des Lebens ihrer Hände bedarf! Bald ist es ein Jüngling, der einen Kranz an der Thür seiner Geliebten befestigen will; bald ein Brautpaar, das in demselben sich ewige Treue gelobt; hier kühlet er die Stirn des Gastes, wenn dieser dem Rebengott ein Lied anstimmt, und dort trägt ihn der weinende Sohn auf das Grab seines Vaters. Unbekränzt hoffet das Schiff keine glückliche Fahrt, und einige Lorberblätter, um das Haupt des Verdienstes geflochten, haben schon manche jugeudliche Brust zu Heldenthaten beseelt.

Ein ehrwürdiges Amt, das Seinige zum Ausdrucke der reinsten, heiligsten Empfindungen beyzutragen, oder auch nur die Scene da zu schmücken, wo Menschen ihres Grams vergessen, und den Ort feyerlicher zu machen, wo sie einer frommen Trauer sich dahin geben! So sagte Pausias, und es wäre mir leid, wenn er anders zu reden anfienge.

Glycere:

Anders geredet hat er noch nicht; aber seitdem er die Hand an das Preisgemählde gelegt, ist er mir räthselhaft geworden. Er kommt, will mich grüßen, wie gewöhnlich, thut es auch mit eben der Freundlichkeit; allein seine Miene verräth, daß er etwas zu verheimlichen hat. Dann sieht er aufmerksam mich an; nicht mit dem mir bekannten Blicke der Liebe, sondern wie er eine Bildsäule betrachten würde, um sie als Künstler zu beurtheilen. Plötzlich springt er auf und entfernt sich. Von seiner letzten Arbeit erfuhr ich nichts, als daß er den Frühling mahle, und, weil es um einen Preis zu thun sey, keinen fremden Rath annehmen, folglich die auf seiner

Tafel angebrachten Blumen mir nicht zeigen dürfe. Jeder weiteren Frage wich er aus, oder beantwortete sie mit einem bloßen Lächeln.

Lamon:

Mit diesem kann auch ich nur auf alles das antworten, was du aus dem Betragen des Pausias herausgeklügelt hast. Glaube mir! Die Augen eines liebenden Mädchens sehen scharf, aber doch in gewissen Fällen unrichtig. Vor Abend noch wird dein Geliebter gerechtfertiget seyn.

Glycere:

Desto besser! Nur verarge mir bis dahin meine Zweifel, oder, wenn du willst, meine Grillen nicht. Ich besorge, daß dem, in seiner Kunst immer vollkommner gewordnen Pausias das arme Mädchen, das, ohne irgend eine Regel, auf ein Gerathewohl seine Blumen zusammenbindet, nicht mehr so erscheint, wie sie der erste Zauber der Liebe ihm entgegen führte. Ach! Und wenn erst die Meynung von der Geliebten zu sinken anfängt, so ist es bald um die Liebe geschehen.

Lamon:

Du hast Unrecht, Glycere! Pausias ist zu tief in die Geheimnisse des Schönen eingedrungen, um nicht zu wissen, daß einem die Regeln desselben gegenwärtig seyn können, obwohl man keine Rechenschaft davon zu geben im Stande ist. Mit deinem eben vollendeten Kranze wollt' ich in die Kunstschule gehen und durch ihn allein die zur Verfertigung jedes schönen Werkes erforderlichen Regeln deutlich machen.

Glycere:

Du scherzest, Lamon!

Lamon:

Keineswegs! Siehe! Die Blumen hier sind weislich gewählt und schicklich geordnet; mit den kleinern wechseln die größern ab, und dunkle Farben sind den helleren entgegen gesetzt; jedoch so, daß der Absprung nicht zu schnell ist, sondern das Auge von jenen zu diesen allmählich hinüber gleitet. Ungeachtet ihrer Mannigfaltigkeit, befinden sie sich neben einander in der lieblichsten Eintracht. Ueberdem

gabst du dem Kranze Reichthum ohne Ueppigkeit; denn nirgend möchte man ein Blümchen hinweg, und nirgend eines hinzu wünschen. Auch wird das kleinste nicht von seinem Nachbar verdrängt; vielmehr vereinigen sich alle . . . .

Pyrrha:

Fröhliche Bothschaft! Fröhlicher, als wir sie erwarteten!

Glycere:

Also hat Pausias . . . . . .

Pyrrha:

Höre nur! Kaum war ich dort angelangt, als von allen Seiten ein Geschrey ertönte. Glycere! riefen sie: Glycere, die Kranzwinderinn! Lautes Händeklatschen folgte, und abermahls riefen sie: Glycere! daß der angrenzende Platz davon wiederhallte . . .

Glycere:

Götter! Was war es?

Lamon:

Sey ruhig!

Pyrrha:

Denke dir mein Erstaunen, meinen Schrecken! Die Kniee wankten mir, ich erblaßte. Der Blumenfreund Lygdamon nahm es wahr, redete mir zu, führte mich durch das Gedräng' und stellte mich vor die Tafel des Pausias hin. Was meinst du, daß ich erblickte? — Dein Bild! Die Augen sprachen, Die Lippen schienen sich zu öffnen; es athmete; es lebte! — Du sitzest da, lachend wie der Frühling, mit einem Kranze in der Hand. — Ehe noch die Richter den Ausspruch thaten, schrieen alle: Pausias hat gesiegt! Den Preis dem Pausias! Selbst die Mitwerber stimmten den übrigen bey, und wehe den Richtern, hätten sie anders gesprochen!

Lamon:

Fasse dich, Glycere! Bereite dich vor! Pausias wird nicht lange zögern. — Und dann bringe, für dein Mißtrauen, der besseren Venus und den Grazien ein Versöhnungsopfer!

Glycere:

Lamon, guter Lamon! Sey du nur mit mir

zufrieden! Die Göttinnen zürnen nicht, ihnen ist bewußt, mit welchem Herzen ich zu diesem Kranze die erste und die letzte Blume nahm. — O wie demüthig seh' ich jetzt auf mein vergängliches Werk herab! O der göttlichen Kunst des Pausias, die nicht allein den welkenden Rosen Unsterblichkeit verleiht, sondern selbst das Andenken an unsre Liebe verewigt.

Der Storch und die Lerche. *)

Auf einer alten Eiche saß
Im sichern, Dornumzäunten Neste
Ein Storch; sein helles Auge maß
Die Felder weit umher, als unter ihm die Aeste
Sich plötzlich regten, Laub und Gras
Und Aehre lispelnd an zu wogen,
Der Tanne Wipfel an zu rauschen fieng,
Gesenkte Wolken schneller zogen,
Und über Bergen schon ein nächtlich Dunkel hieng.
Und lauter wirds im Thal; es heulen
Die Wälder, die der Sturm zerbricht;
Geschwunden ist das letzte Dämmerlicht,
Der Himmel selbst; mit Angstgeschrey erfüllet

*) Plin. Epist. L. VI. E. 20.

Das Wild den bangen Forst; der Stier der Weide
brüllet;
Entflohne Hirten treibt das Schrecken vor sich her;
In keinem Busche weilt das Volk der Lüfte mehr.

Den Aufruhr aller Elemente
Sah unser Storch mit der gewohnten Ruh;
Auch eilten seiner Burg die klein'ren Vögel zu,
Als ob den Flüchtling da kein Unfall treffen könnte.
Ihr Hoffen trog sie nicht; dem hundertjähr'gen Haupt
Der Eiche ward kein Blatt geraubt,
Und freundlich überstrahlt, so bald die Winde schweigen,
Das unversehrte Nest ein stilles Abendroth.
Wie hüpfen nun die Sänger auf den Zweigen
Des Baums, der ihnen Rettung both!
Ein jeder preiset sein Geschick,
Und kehrt mit lautem Sang in seinen Wald zurück.

Nur eine Lerche blieb, und fragte:
Was konnte, Vater Storch! indessen alles zagte,
So mächtig deinen Muth erhöhn?

Den kühnen Reiger selbst, ihn hat man zittern sehn.
Auch ich, erwiedert unser Held:
Ich war nicht immer der Beherzte,
Dem sich umsonst die Wetterwolke schwärzte;
Heut aber schien die weite Welt
Zu ihrem Ende sich zu neigen;
Und ist es nicht, sogar dem Feigen,
Ein Trost, wenn er am Ziele steht,
Daß mit ihm Erd' und Himmel untergeht?

Dies wäre Trost? versetzt die Lerche:
Vielleicht für hocherfahrne Störche;
Für kleine Liedersänger nicht.
Mir lindert einst den Tod die süße Zuversicht,
Daß hier, wo Haine mich und Fluren überleben,
Nach mir die Lerchen noch sich liebend Antwort geben,
Noch manche sich dem Waizenfeld' entschwingt,
Dem späten Wandersmann Vergessenheit der Sorgen
Und Pflügern oft am frühen Morgen
Aus heitern Lüften Freude singt.

Der Sperling.

Eine Romanze. *)

Was flattert da? Was eilet,
Zur Zeit der Ruh,
Von Winden laut umheulet,
Dem Fenster zu?
Ists meine Lerche? Hat vielleicht
Das Nachtgewitter sie gescheucht?

*) Als ich die vorhergehende Fabel eben vollendet hatte, und über der Nacht-Mahlzeit mit den Meinigen davon sprach, zog ein heftiges Donnerwetter herauf, während dessen ein Sperling, der dem Lichte nachgeflogen war, Schutz bey mir suchte. Das sonderbare Zusammentreffen der Umstände mußte nothwendig mich überraschen, und die Erscheinung erhielt durch ihre Aehnlichkeit mit dem Inhalte der Fabel ein gewisses Interesse. So entstund dieses Gedicht.

Verletze nicht die Flügel!
Komm, gutes Thier!
Geöffnet sind die Riegel;
Komm näher mir! —
Ein Sperling? Nur ein Sperling? Wer,
Du Abenteurer, wies dich her?

Wenn hier ein Dichter wohnet,
Der, selbst umringt
Von Freuden, gern verschonet,
Was lebt und singt,
So zähltest du doch sicherlich
Nie zu den Virtuosen dich.

Indeß der Lerche Triller
Empor sich hebt,
Der Sang des Hänflings stiller
Dem Busch entschwebt,
Wodurch erwirbst du gleiches Recht?
Was adelt dich und dein Geschlecht?

Daß euch, nach Dichter=Sagen,
Mit eigner Hand
Ein Amor an den Wagen
Der Venus spannt?
Die Venus, die mit Spatzen fährt,
Ist nur gemeiner Lieder werth.

Ihr tönt aus Mirthenlauben
Das beßre Lied,
Wenn ein Gespann von Tauben
Die Göttinn zieht,
Von Tauben, die der Unschuld Hain
Durch ihre Küsse nicht entweihn.

Wohl lebt im Grabe länger,
Als mancher Held,
Der Sperling, dessen Sänger
Noch jetzt gefällt;
Allein was lobt die Muse nicht,
Wo Liebe süßen Lohn verspricht?

Catull stimmt seine Leyer
Zur Klage da;
Ihm wird ein Sperling theuer;
Denn Lesbia
Hat sich um ihren kleinen Freund
Die schönen Augen roth geweint.

Rühmt auch ein Minnesinger
Der spätern Zeit,
Daß spielend euch den Finger
Sein Mädchen beut? *)
Den wilden, schlauen Kirschendieb
Hat unter uns nicht Eine lieb.

Zwar eure Diebereyen,
Die sollten wir
Am willigsten verzeihen;

*) Cui primum digitum dare adpetenti
Et acres solet incitare morsus. Catull.

Wo fändet ihr
Ein eignes Feld, da Berg und Thal
Uns nicht genügt zum Schwelger-Mahl?

Wir holen aus den Lüften,
Mit Netz und Bley,
Aus Meer und Felsenklüften
Uns Raub herbey;
Warum denn wird ein Körnchen Saat,
Das ihr uns nehmt, zur Frevelthat?

Wer ist es, dem ihr büßen
Die Sünde sollt?
Er, den die Vögel grüßen
So lieb und hold,
Der aber ohne Reue würgt,
Was friedlich sich im Neste birgt?

Der ihre Brut entwendet
Der Nachtigall,
Des Finken Auge blendet,

Und überall,
Wo sich im Laub' ein Pärchen regt,
Betriegrisch lockt und Schlingen legt?

Bleib', armer Spatz, verweile
Bis Morgen hier!
Mein sichres Obdach theile
Ich gern mit dir;
Des Gastrechts unverjährten Brauch
Halt' ich dem kleinsten Sperling auch.

Und bist du gleich nicht zünftig
Im Sänger-Chor,
So zwitschre mir doch künftig
Dein Liedchen vor,
Das mich durch keinen Mißlaut stört,
Weil dich's Natur und Freude lehrt.

Oft hat, wenn auf den Zweigen
Mit Schnee bedeckt,
Die Vögel alle schweigen,

Es mich geweckt;
O zwitschre fort! Du singst mir gut
Genug; doch sey auf deiner Huth!

Geheime Tücke warten,
Die Flinte wacht;
Vor meines Nachbars Garten
Nimm dich in Acht!
Gieb nicht, mit leichtem Sperlingssinn,
Dein Glück für eine Kirsche hin!

An Herrn Dr. J. H. Detmoldt

in Hannover.

Unter Ihren mir zugeschickten Ideen, die mir alle willkommen waren, hat die zweyte: Ueber die mit dem Alter zunehmende Lebensanhänglichkeit, mich vorzüglich aufmerksam gemacht. Ich fand dieselbe, je länger ich darüber nachsann, desto interessanter und reichhaltiger, und sie erzeugte in mir gewisse andre Ideen, die ich Ihnen öffentlich mittheilen will; öffentlich, weil mir daran gelegen ist, mehrere Urtheile über diesen Gegenstand zu hören. Meinem eignen traue ich dann am wenigsten, wenn ich bey der Erklärung einer Sache nicht so viele Schwierigkeiten finde, als diejenigen, mit deren Forschungsgeiste ich den meinigen nicht vergleichen darf. Außerdem hängt die Auflösung Ihres Problems

von psychologischen Erfahrungen ab; weswegen ich, nicht allein Seelsorger und Aerzte, sondern auch die Alten selbst, welche dergleichen zu liefern im Stande sind, um die ihrigen bitten möchte.

Vor allen Dingen ist es nöthig, daß wir die Thatsache, die, als Charakterzug der Alten angenommene, stärkere Liebe zum Leben, außer Zweifel setzen. Sie zu läugnen, wäre paradox; sollte sie aber wohl so ausschließlich, so allgemein dem höheren Alter beygelegt werden können, insonderheit die Lebensbegierde der Jugend in dem Grad' überwiegen, wie man gewöhnlich vorgiebt? Sollte wohl nicht der bejahrte Mann oft mehr am Leben zu hangen scheinen, als er wirklich daran hängt? Hier stoßen mir wichtige Bedenklichkeiten auf.

Fürs erste dünkt es mich, daß man nicht selten Todesfurcht mit der Liebe zum Leben verwechselt, da doch zwischen beyden ein merklicher Unterschied ist. So wie — um mich eines einfältigen Gleichnisses zu bedienen — das Mädchen, das den größten Theil seiner Reitze von den Zähnen erhält, keinen

derselben verlieren mag, und eher die heftigsten Schmerzen erduldet, indeß eine andre den Zahn, welcher ihr Leiden verursacht, willig hingäbe, wenn sie nicht den Augenblick des Ausreissens fürchtete, so zittern einige vor dem Sterben, weil das Leben, auch das mühseligste, ihnen über alles theuer ist, und andre giengen getrost in die Ruhe, würden sie nicht durch den Gedanken an den letzten Kampf, an Grab und Verwesung zurückgeschreckt. Nun kann ich mich nicht überreden, daß eine solche Todesscheu viel häufiger und stärker im späteren Alter sollte angetroffen werden, als in der Blüthe der Jahre. Welche Klagen finden wir nicht bey den Dichtern aller Völker und aller Zeiten, über die Nothwendigkeit zu sterben! Wie sehr ist der Euphemismus von je her, um den Tod zu bezeichnen, auf mildernde Ausdrücke bedacht gewesen, und wie sorgfältig haben griechische und römische Künstler von der Abbildung desselben alles Schauderhafte zu entfernen gesucht! Mit eben dem Fleiße sammelten Dichter und Moralisten, und sammeln noch, was ihnen Vernunft

und Phantasie von Trostgründen darbeut, damit sie sich und ihren Zeitgenossen das zu erwartende letzte Stündlein versüßen. Die mehrsten thaten und thun dieses in der vollen Kraft ihrer Jugend, oder doch vor dem Abend ihres Lebens, und ihre Bemühungen sind weniger dem bereits am Grabe stehenden, als dem noch genußreichen Alter gewidmet. Setzen Sie die Bewunderung hinzu, die es erregt, wenn einer, dessen Frühling erst begonnen hat, dem gewissen Tode gleichmüthig ins Auge blickt. Bis auf den heutigen Tag ist mir das Wort eines begüterten, von jedermann geachteten Jünglings unvergeßlich geblieben, welcher, als ich noch ein Knabe war, auf einer Reise, durch den Umsturz des Wagens tödtlich verwundet, in ein schlechtes Bauerhaus gebracht wurde. „Sie kommen", sagte der Besitzer desselben, „in eine kleine Hütte." — Groß genug zum Sterben! versetzte jener, und gab bald nachher den Geist auf. Dieses Wort erzählte man sich im ganzen Lande, mit dem jedesmaligen Zusatze: Man habe nie ein ähnliches aus einem so jugendlichen

Munde gehört. Wenn ich meine eignen Beobachtungen durchgehe, so weiß ich ungefähr eben so viele junge Leute, die auf dem Sterbebette, so lang ihnen Besonnenheit blieb, sich kleinmüthig zeigten und gegen ihr Ende sich sträubten, als betagte Männer, welche mit der größten Gelassenheit zu dem Abschied' aus der Welt sich anschickten, und ihre Familien-Angelegenheiten so ruhig besorgten, als ob es um eine kurze Trennung von den Ihrigen zu thun wäre.

Was die eigentliche Lebensanhänglichkeit betrifft, so scheint mir dieselbe, mit wenigen Einschränkungen, eben so wie die Todesfurcht, in jeglichem Alter gleich mächtig zu seyn. Was der Mensch hat, giebt er für sein Leben, ist ein uraltes Sprichwort. Und läßt sich nicht dasjenige, was Sie von dem Ungemache der letzten Jahre sagen, auf die Mühseligkeiten des Lebens überhaupt anwenden? Wie oft, auf wie mancherley Weise ist es gesagt und wiederhohlt worden, daß der Schöpfer, um uns an dieses, mit Jammer durchflochtne Leben zu fesseln, die jeden andern Trieb überwältigende

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Liebe zum Daseyn tief in unser Innerstes gelegt hat! Und giebt es nicht unzählige Fälle, wo dieser Trieb, in seiner möglichsten Stärke, dem Jüngling und dem zum Manne gereiften vollkommen so unentbehrlich ist, wie dem abgelebten Greise. Ich möchte sagen, noch unentbehrlicher. Dem Greise, wenn er, mit harten Arbeiten verschont, ohne Nahrungssorgen, nur von den Beschwerden des Alters gedrückt wird, ihm muß das Leben erträglicher seyn, als dem jüngeren Negersclaven, der, bey der elendesten Kost, unter einem tyrannischen Herrn, von Morgen bis Abend über seinem Rücken die Geissel hört, und vor dem jede Aussicht in eine bessere Zukunft sich schließt; als dem armen Gebrechlichen, der rings um sich andre, gleiches Alters mit ihm, ihrer Jugend sich freuen sieht, und selbst, mit Schmerzen beladen, an seinen Krücken ein wenig trocknes Brot erbettelt; als dem Verschwender, im Schooße der Wollust groß gezogen, und ihrer noch nicht entwöhnt; aber ohne Haus, ohne Habe, gepeinigt durch das Andenken an das Vergangne, von

Bayerische Staatsbibliothek München

allem Troste verlassen, weil ihm sein Gewissen keinen gewährt. — Leider wird es Ihnen nicht schwer fallen, die Liste dieser Unglücklichen zu verlängern.

Meine bisher Ihnen mitgetheilten Bemerkungen haben mich auf den Gedanken gebracht, daß man den mehrsten Alten nicht eine größere Todesfurcht oder Lebensbegierde zuschreiben, sondern sich begnügen sollte, zu behaupten, daß sie jenes Gefühl öfter und stärker äußern. Der Grund hiervon ist leicht einzusehen.

Je älter wir werden, desto mehr zeigt sich uns der Tod in der Nähe. Täglich erinnern uns an ihn die abnehmenden Kräfte, die stumpfer werdenden Sinne, das Hinscheiden unsrer ältesten Freunde und Bekannten; und einsamer, abgezogner von der Welt, ahnden wir die Stille des Grabes, und der ohnehin langsamer wirkende Geist weilt bey dem Bilde, das ihm einmal vorschwebt. Hierzu kommen öftere Unpäßlichkeiten, bey welchen der Greis die Schwäche seiner Natur fühlt, die einem heftigeren Anfalle nicht mehr zu widerstehen vermag. Der

junge Mann hingegen sieht den Tod in der Ferne. Mitten unter Freuden und Zerstreuungen, unter weit aussehenden Entwürfen, immer neuen Erwartungen und Hoffnungen, tönt ihm das Memento mori, das etwa eine Trauer-Post, oder ein Kirchhof, oder ein elegisches Lied ihm zuruft, so leise, daß es nur seine froheren Empfindungen mit einer wohlthuenden leicht vorübergehenden Schwermuth vermischt, und er darum nicht weniger bey seinem Genuß und bey seinen Wünschen von Unvergänglichkeit träumt. Wie der Gesunde die Gesundheit, so gebraucht der kraft- und lebensvolle Mann das Leben, ohne sich mit dem Gedanken daran zu beschäftigen, indessen der Greis, gleich einem Kränkelnden, sein animalisches Leben zu beobachten genöthigt wird. Sobald aber dem ersteren ein gefährlicher Husten, ein merkliches Abzehren des Körpers die Vorstellung von seinem Ende näher rückt, wird er ein eben so ängstlicher Beobachter, wie der letztere. Sorgsam untersucht er seine Gesichtsfarbe, seinen Puls; forscht im Auge der Freunde, in der Miene

des Arztes, was ihm diese weissagen; ruft alles herbey, um sich selber zu täuschen. Wenn er ehemals den Grabhügel, vor den darauf wachsenden Blumen nicht sah, so deutet ihm jetzt die unschuldigste Rose im Mädchen-Haar auf die Stätte, wo er fürchtet, daß man ihn einsenke. Hier also ist die Ursache der Furcht nicht das Alter, sondern die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Todes; diese setzet den Jüngling in den Standpunkt des Greises: darum äußert er eben dieselben Empfindungen.

Ungeachtet alles dessen räume ich ein, daß die Liebe zum Leben sehr oft mit dem Alter zunimmt; allein, ohne mich übrigens auf die Schädellehre des Dr. Gall, insonderheit auf die Untersuchung einzulassen: Ob die von ihm entdeckten Organe als Ursache, oder als Wirkung gewisser Neigungen und Fähigkeiten der Menschen und Thiere anzusehen sind, kann ich mich nicht überreden, daß der Grund jener Erscheinung im Gehirne zu suchen sey. Wäre sie daraus herzuleiten, so müßten, meines Erachtens, die Grade der Lebensanhänglichkeit nicht so relativ

seyn, und dieses Relative sich nicht aus der körperlichen Beschaffenheit des Alten, aus dessen Glücksumständen, aus mehreren physischen und moralischen Ursachen erklären lassen. Es kommt nähmlich darauf an, ob der Betagte mehr oder weniger gesund, von Geschäften frey oder thätig, verlassen oder von Kindern und Enkeln umgeben ist; wie er sein voriges Leben geführt, ob er ein gutes oder böses Bewußtseyn in die späteren Jahre mitgenommen hat, u. s. w. Insonderheit hat man einen großen Unterschied zwischen den gemeinen Bürgern und der gebildeten Klasse bemerkt; einen noch größeren zwischen Stadt- und Landleuten. Von letzteren haben die Pfarrer verschiedner Gegenden mir versichert, daß sie im Alter mehrentheils ihrem Ende mit einer gewissen Gleichmüthigkeit entgegen sehen. Bey einigen geht dieselbe so weit, daß ein Bauer in meiner Nachbarschaft den Seelsorger rufen ließ, um ihn zum Tode zu bereiten. Als dieser in die Stube trat, und sich erkundigte, wo der Kranke wäre, sagte einer, der unter den Uebrigen da saß, und mit ihnen

Kartoffeln schälte: „Ich bin es; kommen Sie nur! Ich habe gedacht, ich müßte noch helfen, so lang' ich könnte; nun aber ist es Zeit"! Er empfieng den Zuspruch des Geistlichen, und in weniger als einer Stunde verschied er*). — Kein Wunder, daß diejenigen, die so oft in den Mutter-Schooß der Erde blickten, so manchen Baum absterben sahen, daß sie nach und nach daran gewöhnt werden, sich den Gesetzen der Natur, mit welcher sie vertrauter als andre sind, williger zu unterwerfen! — Wie aber könnte solch ein Unterschied statt finden, wenn ein im Gehirne sich entwickelndes Organ die Alten zur Anhänglichkeit an das Leben, gleichsam physisch nöthigte?

Daß der Selbstmord im Alter seltener ist, giebt mir für die Gallsche Hypothese keinen Beweis;

*) Freylich behauptet Gall, daß öfters ein Organ dem andern entgegen arbeite und dasselbe schwäche; aber welches Organ sollte, in dem hier angeführten Fall, die Lebensanhänglichkeit dermaßen vermindert, ich möchte sagen, vernichtet haben? Das theosophische war es nicht; denn, bey vorherrschender Religiosität, benimmt sich ein Bauer, in seinen letzten Stunden, auf eine ganz andre Art.

denn wird nicht, wenn erst die Haare bleichen, auch das seltener, was jenen bewirkt? Da sind nicht die aufbrausenden Leidenschaften der Jugend; nicht ihre vermessenen Forderungen, ihre zerrütteten Plane, ihr gekränkter Stolz, noch die Verzweiflung des Schwächlings, welcher ausgenossen hat in den blühendsten Jahren, in denen Hymen auf ihn, mit dem Hochzeitkranz und allen häuslichen Freuden, wartet! Ist es überdem mehr zu verwundern, daß der mit mancherley Gebrechen behaftete Greis, der seiner Befreyung sich nähert, daß er zumal, wenn er einen Richter jenseit des Grabes anerkennt, vollends ausdauert, als daß ein zur Verbannung Verurtheilter, Gebrandmarkter, sich nicht in den Strom stürzet, über den er geführt wird, um in einem fremden Lande hülflos umherzuirren? — Sogar in dem Stande, welchen man vorzüglich den Stand der Ehre nennt, haben wir junge Anführer gesehen, denen, bevor sie vom Regimente gejagt wurden, der Büttel öffentlich ihren Degen entzweybrach und vor die Füße warf — und sie lebten fort! — Dennoch

würde ihr Gehirn nur eine schwache Delineation von dem Organ der Lebensanhänglichkeit gezeigt haben!

Eher als der Gallschen Meynung beyzupflichten wollte ich mit dem Aufschlusse derer mich behelfen, denen die Gewohnheit zu leben alles erklärt. Schulz in seinen Aphorismen, führt aus einem französischen Schriftsteller folgendes, hierher gehörige, an: „La vie, pour un jeune homme est comme une nouvelle connoissance, qui lui plait, qui l'amuse; mais à laquelle il tient foiblement, et dont il se détache sans effort. A mesure que nous avançons en âge, elle est pour nous comme un ancien ami. Sa société est triste, son esprit n'a plus rien, qui nous amuse, ses défauts et ses infirmités nous incommodent; mais nous l'aimons, et nous ne pouvons la perdre sans regrets et sans douleur. *)"

---

*) Jungen Leuten ist das Leben wie eine neue Bekanntschaft, die ihnen gefällt, die ihnen Freude macht; an der sie aber nicht hangen, und von der sie sich ohne Mühe losmachen. Je höher wir aber im Alter steigen, desto mehr wird das Leben für uns ein alter Freund. Seine Gesellschaft ist ernsthaft, sein Geist

Zwar leistet auch dieses mir nicht völlig Genüge; indessen ist es unläugbar, daß uns, nicht nur unsre Freunde, sondern die meisten Dinge, durch langen Besitz theurer werden. So, das Haus, das wir viele Jahre bewohnten; ein lange getragenes, fast abgenutztes Kleid; der Stab, der uns auf vielen Reisen begleitete; selbst, wenn es uns lange gedient hat, das unbedeutendste Hausgeräth. Wir brauchten diese Gegenstände in so verschiednen Situationen; es ist, als hätten sie mit uns sich gefreut und mit uns gelitten; es knüpfet sich daran so manches angenehme, so manches rührende Andenken! Diese Liebe zu dem, woran wir uns, und was, so zu sagen, an uns sich gewöhnt hat, ist der Jugend, deren Einbildungskraft rasch von einem zum andern übergeht, und die nicht selten das bessere Alte für

hat nichts unterhaltendes, seine Fehler und seine Kränkeleyen sind uns lästig; aber er bleibt uns lieb, und sein Verlust erweckt uns Bedauern und Schmerz." Aphorismen aus der Menschenkunde und Lebensphilosophie u. s. w. von Friedrich Schulz. Erstes Bändchen. §. 340.

Neues hingiebt, weniger eigen; allein je älter und bedächtiger wir werden, desto schwerer wird uns jede Veränderung. Der Greis will den wurmstichigen zerrissenen Lehnstuhl nicht missen, worauf er alt geworden; und es kostete viel, ehe der Bienenvater des J. Paul seine plumpe Stunden-Uhr, mit der dicken Zeigerstange und dem schmutzigen Zifferblatte, gegen eine kostbare Sekunden-Uhr vertauschte.

Daß, wie Göthe einwendet, viele Gewohnheiten mit der Zeit den größten Theil ihrer Reitze verlieren, ist nur allzuwahr; doch wirft der ehrliche, an Kriegsoperationen gewöhnte Tobi, mit dem Invaliden Trim, kümmerlich in seinem Garten Batterien auf; und ein deutscher Fürst ließ, kurz vor seinem Ende, sich einen lebendigen Hasen ins Zimmer bringen, welchen er schoß, um die mit ihm zu Grabe gehende Jagdlust zu büßen.

Sehr leid ist es mir, daß ich die Eunomia von Herrn Tiedge nicht bey der Hand habe, und Sie mir den Gedanken desselben in Ihrem Briefe nur andeuten konnten. Nach meiner Meynung liegt

viel Wahres darinn: „Daß die Alten mit dem Leben geitzen, weil es sich bald endigen muß, gleich dem Trinker, der mit dem letzten Reste seiner Flasche am sorgsamsten ist, damit er sich den Genuß möglichst verlängere." Goldsmith, welcher so tief und so unbefangen in das menschliche Herz blickte, sagt, in seinem verödeten Dorf, ungefähr eben dasselbe: „In allen meinen Wanderungen durch diese Welt von Sorgen, in allen meinen Leiden . . . . . . hoffte ich immer, in diesen demüthigen Hütten mich niederzulegen, um meine letzten Stunden zu krönen, an dem Ende noch mit dem Licht des Lebens zu wirthschaften, und die Flamme durch Ruhe zu erhalten*)." Nicht weniger merkwürdig ist mir eine Stelle des Montaigne, dieses genauen Beobachters seiner selbst. Nachdem er von der Art geredet hat, wie man des Lebens genießen soll, fährt er fort: „Insonderheit jetzt, da ich gewahr werde, von welcher kurzen Dauer das meinige

*) Nach Schlossers Uebersetzung.

ist, will ich es ausdehnen im Gewicht. Ich will die Geschwindigkeit seiner Flucht aufhalten durch die Geschwindigkeit, womit ich es fasse, und mir durch kräftigeren Gebrauch sein eiliges Ablaufen vergüten. Je kürzer der Besitz des Lebens, desto inniger und voller muß der Genuß desselben seyn."*)

Wir sind einmal so beschaffen, daß uns der Ueberfluß gleichgültig macht, und wir das von Vielem übrig gebliebene Wenige, durch die Abnahme des Ganzen, höher schätzen lernen. Nicht ohne Noth lassen wir einen der letzten schönen Herbsttage unbenutzt; und mit welcher zärtlichen Sorgfalt pflegen wir der einzelnen Obstbäume, die der Frost oder anhaltende Dürre, als die anderen zu Grunde giengen, allein verschonte!

---

*) Principalement à cette heure, que j'appercoy la mienne si briefve en temps, je la veux estendre en poids: Je veux arrester la promptitude de sa fuite par la promptitude de ma saisie: et par la vigueur de l'usage compenser la hastiveté de son escoulement. A mesure que la possession du vivre est plus courte, il me la faut rendre plus profonde et plus pleine.

Essais de Michel de Montaigne, L. 3.

Vornehmlich ist folgendes in Erwägung zu ziehen, worinn ich einen Hauptgrund der Lebensanhänglichkeit der Alten suche: Daß wir einen doppelten Werth auf Gegenstände setzen, die wir in Kurzem zu verlieren fürchten. Da hebt die Vorstellung ihres nahen Verlustes ihre Vollkommenheit und Annehmlichkeit. Der Freund auf dem Krankenbette wird uns theurer; der Ort, von dem wir uns trennen müßen, zeigt uns, was er reitzendes hat, mit aufgefrischten Farben in einem helleren Lichte. Süßer dünket der Strahl der Sonne, lieblicher der Mondesglanz demjenigen, den alles erinnert, daß die sichtbare Schöpfung ihm bald auf ewig schwinden soll.

Wenn ich mir hinzu gedenke, die Sorgen und Arbeiten so Vieler, durch eine lange Reihe von sauern Jahren, um die Früchte ihres mühevollen Lebens im Alter einzuernten; im gleichen die Entwürfe, die Hoffnungen, die, von dem grauen Haar unverscheucht, unserm wankenden Schritte folgen, und in die Grube noch uns nachrufen, so bleibt mir in jener Erscheinung nichts räthselhaftes mehr. Der

Vater möchte seine Kinder versorgt, der Großvater die Enkel aufwachsen sehen. Nicht alle sind so mäßig, wie Montaigne, dessen weitläuftigster Plan zuletzt nicht bis ans Ende des Jahrs reichte*); sie legen den Grundstein zu großen Gebäuden, lassen Lustgärten abstechen, und hoffen das, was erst auf dem Risse steht, noch in seiner vollen Herrlichkeit zu sehen. Mancher hat in seinem achtzigsten Jahre des Reichthums, mancher der Ehre nicht genug. Ein gewisser Staatsmann erhielt, als er bereits ohne Hoffnung des Aufkommens danieder lag, den so lange sehnlich gewünschten Elephanten-Orden. Man mußte diesen an seinem Bettvorhange befestigen, und er weidete die Augen daran bis sie brachen.

Wenn die Liebe zum Leben, die den Greis beseelt, vielen unerklärbar ist, so rührt es hauptsächlich daher, daß diese, noch in ihrer Jugend, den bejahrten Mann nach ihren eignen Bedürfnissen und Neigungen beurtheilen, und er ihnen weit unglücklicher

*) Le plus long de mes desseins n'a pas un an d'estendue. Essais, L. 2.

scheint, als er selber sich fühlt. Ich rede aus der Erfahrung; denn, obgleich der patriotische Möser nicht zugestehen wollte, daß man mit sechzig Jahren alt wäre, so geben wenigstens meine zwey und sechzig mir einiges Recht, vorauszusagen, was die künftigen Jahre — ohne besondre mögliche Unfälle, die nichts mit ihnen zu thun haben — mir seyn werden. — Aber ich hätte kaum die Hälfte dieser Epistel vollendet, wenn ich alle die Vergütungen, die Tröstungen durchgehen wollte, die ein höheres Alter mich ahnden läßt. Schon das Gesagte wünschte ich kürzer; und wie sollte ich, nach Cicero, mir getrauen, das Alter zu loben? Noch dazu würden Sie mir, eben so wie ihm, vorwerfen, daß es mit meiner Vertheidigung mir kein Ernst wäre.

Glückwunsch

eines alten gichtkranken Kochs, am Namensfeste seines Herrn.

Hätt' an dem heutigen Tage so gern
Ein Wort gesagt meinem gnädigen Herrn;
Doch wird mir nicht dies Glück bescheert;
Muß immer noch, anstatt den Herd,
Wie sonst, persönlich zu regieren,
Im Bette das Commando führen.

Nun hör' ich zwar, es sey der Brauch
Von manchem großen Feldherrn auch,
Daß, ohne Gebrechen an Händen und Füßen,
Wenn seine Krieger ins Feuer müßen
Und Rauch und Kugelregen beginnt,
Er nur von weitem die Schlacht gewinnt.

Hoff' ebenfalls, nach Amt und Pflichten,
Das meine so treulich zu verrichten,
Durch strenges Commando und lautes Geschrey,
Als wär' ich mit eignen Augen dabey.
Weiß wohl, daß keine kleinen Sachen
Es sind, als Koch sich Ehre zu machen,
Und stattlich zu feyern ein Gallafest;
Denn mögen sie aufs allerbest
In Kleidern prangen, Säle zieren
Und alles rings illuminieren,
So bleibt es doch ein leerer Dunst,
Wenn sich nicht zeiget die edle Kunst,
Den hohen Gästen zum Ergötzen
Die Tafel reichlich zu besetzen.
An ihr sieht man, wie, neu belebt,
Sich mit dem Dampfe der Geist erhebt;
Es steigt aus klug verwalteter Küche,
So wie der Speisen Wohlgerüche,
Für jeden Gast sein Theilchen Witz;
Ein jeglicher fängt auf seinem Sitz
Zu reden an von Concordaten,

Von Länder=Vertausch, und Torten und Braten;
Weßwegen auch die weiseren Alten
Auf lange Bankette viel gehalten.
Will also Dero Gnad und Huld
Erflehn, nebst fernerer Geduld
Mit einem armen Invaliden;
Und, nun nicht länger zu ermüden,
Wünsch' ich in tiefster Ehrfurcht nur,
Daß jeder Fluch und jeder Schwur,
Der, seit beynahe dreyßig Jahren,
In Hochdero Diensten mir entfahren,
Zum reinsten Segen werde für Sie!
Jedoch an Segen fehlt es nie
Dem Hause, dessen friedlicher Herd
So manchen Hungrigen genährt.
Wie ich denn gelobe, nach diesem Leben,
Davon ein kräftig Zeugniß zu geben,
Dort, wo die Köche, sammt allen Frommen,
In die Reihe der Himmelsgäste kommen,
An Abrahams Tische sitzen mit Ehren,
Und die Tafel=Musik der Engel hören.

Der Poeten-Sitz.

An Pfeffel.

Freyburg, am 3. October 1803.

Du, dessen Auge längst geschlossen
Dem süßen Sonnenlichte war,
Dem keine Pflanze grünt und keine Blumen sprossen,
Der auf dem Grazien-Altar
Nicht mehr sein eignes Opfer sieht,
Auf schönen Wangen nicht die Thräne, die sein Lied
Entlockte, nicht in Männer-Blicken,
Bey seiner Muse Scherz, das Lächeln, das Entzücken;
Den aber doch der erste Tag
Des Blüthenmondes, ungesehen,
Zur Freude ruft; dem Zephyrs leises Wehen,
Der Lüfte Balsam-Hauch, der frühen Lerche Schlag,
Die Quelle, die sich durch Gebüsche murmelnd windet

Der Käfer, der um junge Halme schwirrt,
Und was in Wäldern singt und girrt,
Das Brautfest der Natur verkündet;

Dir, mein Lieber, will ich ein kleines ländliches Gemählde widmen, die Schilderung eines Tages, dessen Andenken ich für mich, für meine Freunde, und für die wenigen Andern aufbewahren möchte, die, eben so wie wir, jeden frohen Anlaß benutzen, um sich daraus ein Fest zu bereiten. Und wer könnte wohl solch ein Gemählde freundlicher anfnehmen, als Du? Denn, ungeachtet des Schleyers, welcher die sichtbare Welt vor deinen Augen verbirgt, achtest du nicht allein auf die hörbare Stimme der Natur; sondern auch die Reitze, welche sie dem Sehenden enthüllt, macht deine Einbildungskraft Dir gegenwärtig. Jeder melodische Laut, jedes Rauschen und Lispeln, jeder Wohlgeruch, wodurch eine benachbarte Blume sich verräth, erzeugt ein Bild in Dir, welches Dich anlächelt und von Dir angelächelt wird.

In voller Schönheit steht, mit allen ihren Farben,
Die Schöpfung noch vor Deinem innern Sinn;
Da rieselt Dir, wie uns, das Bächlein silbern hin;
Da grünt der Wald, da nicket zwischen Garben
Dir traulich ihren Gruß die braune Schnitterinn.
Sieht deine Muse doch auf unsern Lustgefilden
Die kleinste Staude blühn, und weiß, sie nachzubilden!

Durch Deinen Genius, der immer Dich umschwebt,
Ist alles neben Dir befruchtet, alles lebt.
Frohlockend läßt es sich herab aus blauen Lüften,
Es theilt den Strom, und hüpfet auf den Triften;
Aus Blumenkelchen hohlt es süße Beute sich:
O Freund! was Athem hat, das athmet auch für Dich.

Wie viele, wenn sie Dich nur erzählen hörten, vergessen, daß die Gegenstände, welche Du mit Deinem warmen, lebendigen Colorit ihnen darstelltest, seit Deiner Jugend Deinem Blick entzogen waren! Und ich bin versichert, daß meine jetzigen

Schilderungen sich Dir in einem helleren Lichte zeigen, als ich selbst ihnen zu geben im Stande bin.

Vor acht Tagen also machte ich mit den Meinigen die zu dieser Zeit gewöhnliche Lustreise nach Heitersheim zu meinem Freunde Ittner*), von dem, und von dessen für die Kräuterkenner eben so interessanten, als für jeden, der über Pflanzen und Blumen sich freuen kann, höchst anmuthigem Garten ich mich oft mit Dir unterredete. Wegen seines Reichthums an ausländischen Gewächsen, und wegen der in einem nicht allzugroßen Raum, jedoch ohne Verwirrung, angebrachten Mannigfaltigkeit, ist mir der Garten bey jedem Besuche neu, und der Anblick der von allen Seiten winkenden Aeste voll Mandeln, Feigen, Pfirsiche und Pflaumen jeder Gattung, insonderheit derjenigen Obstbäume, um deren Stamm, bis zu ihrem mit Früchten beladenen Wipfel, sich Reben mit den herrlichsten Trauben schlängeln, muß noth-

*) Heitersheim war damahls der Wohnsitz des Johanniter-Obristmeisters in Deutschland, wo Hr. von Ittner die Stelle des Ordens-Kanzlers bekleidete.

wendig jedes Jahr dieselbe Wonne gewähren. Dieses Mahl überraschte mich der, nicht weniger gutherzige als sinnreiche, Ittner, der allem nachspürt und alles auffindet, was seine Gäste vergnügen kann, mit einem erst vor Kurzem, und zwar für mich angelegten Plätzchen, das er den Poëts Corner, oder Poeten-Winkel nannte. An dem Abhang eines mit fremden Bäumen besetzten Hügels, ist derselbe von natürlich zusammengesetzten Felsensteinen gebildet, und hat einen Sitz, über welchen ein Hirschholderbaum ein der Sonne undurchdringliches Gewölbe macht. Vor dem Sitze steht eine Kanadische Pappel, deren Stamm, gleich einer ungeheuern Säule, über vierzig Schuhe hoch, oben eine prächtige Krone hat, von großen herzförmigen Blättern umwachsen. Rechter Hand erhebt sich eine, ebenfalls natürlich zusammengestellte Pyramide von Tufstein, aus deren Gipfel eine Yucca mit Aloe-Blättern hervorragt. Die Pyramide ist mit Epheu bewachsen; aus den Ritzen und Höhlen des Tufsteinfelsens keimen verschiedene Arten von Moos, die indianische

Feige und mehrere seltene Pflanzen. In ihrer Nachbarschaft sieht man den wilden Oelbaum, dessen weißgrüne Blätter gegen das dunkelgrüne Laub der andern Bäume seltsam abstechen, so wie seine gelbe Blüthe in einem silberschuppigen Kelch die ganze Gegend mit Wohlgeruch erfüllt; die rothe Virginische Ceder, den Lebensbaum, eine Carolinische breitblätterige Linde, eine prächtige Sophora aus Japan — Kurz, man erkennt hier das Reich der Phantasie, die aus allen Welttheilen Pflanzen und Bäume zusammengetragen hat, kühn und wunderbar in ihren großen Anlagen, und gefällig in ihren kleinern Spielen. Mir pochte das Herz, wie dem Wettrenner, wenn er von den Schranken her, welche sein jetziges Alter ihm versagt, das Zeichen der Trompete hört, und der vormaligen besseren Zeiten sich erinnert. Ach! mein Gefühl ist durch die Jahre nicht erkaltet; aber die Phantasie meiner Jugend ist dahin! Mitten in der Freude über das, was ich sah, konnt' ich die leise Klage nicht zurückhalten:

O du, die lächelnd, an der Hand
Der jüngsten Muse, schon bey meiner Wiege stand,
Die mich als Kind, auf leichten Schwingen,
Umtanzt von bunten Schmetterlingen,
Den Schooß voll Blumen, weg in Zaubergärten trug,
Und, als der Busen erst von süßer Ahndung schlug,
Mir neue Wonne zubereitet;
In manchen Irrgang zwar des Jünglings Fuß geleitet,
Doch in der Irre selbst gewarnt vor schlechter That,
Und wenn mich den verlornen Pfad
Die ernstere Vernunft mühselig suchen ließ,
Mir einen kürzern Weg durch Rosenbüsche wies;
Du treueste Gefährtinn meines Lebens,
Wo bist Du mit der Jugend hingeflohn?
Hörst Du mich nicht? Ruft immer Dir vergebens
Der matten Saiten Trauerton?
O sieh! das Alter schonte meiner Scheitel;
Nur wenig Haare sind gebleicht;
Auch nenn' ich nicht die kleinen Freuden eitel,
Kein Wort des Unmuths hat die Scherze je verscheucht,

Und um die Leyer schlingt ein Kranz sich, dargereicht
Von holden Mädchenhänden — Kehre wieder!
Beflügle den Gesang! Laß meine letzten Lieder
Sich rasch noch drehn im jugendlichen Reihn,
Den Glücklichen willkommen seyn,
Und, wo die Thräne fließt, ein leidend Herz erfreun!

Dieses hielt ich von jeher für des Dichters heiligsten Beruf; auch deutet hierauf die rothe virginische Ceder, unweit des Poeten-Sitzes, in Cypressenmässiger Gestalt und Haltung.

Ach! die säuselnde Cypresse wehte,
Still umleuchtet von der Abendröthe,
Manchem Sänger schon Begeistrung zu;
War des einsam Klagenden Vertraute,
Und, von ihr beschattet, singt die Laute
Noch in müde Seelen Trost und Ruh.

Neben dem elegischen Baum steht ein Abkömmling

Der Ceder, die auf Libanon
Den Thau des nahen Himmels trinket,
Und ehe noch der Tag entschlafnen Thälern winket,
Schon halb verklärt, der Morgensonn'
Entgegen ihre Düfte trägt;
Die, wenn sich feyerlich ihr Wipfel regt,
Weil Gott im Donnersturm hernieder steiget,
Des Sehers Geist empor zur Wetterwolke hebt,
Sein frommes Harfenspiel belebt,
Und, rauschend in das Lied, dem Kommenden sich neiget.

Dennoch duldet die stolze Ceder in ihrer Nachbarschaft das zarte Mirthenbäumchen, das allerdings hieher gehört, weil es der Liebe gewidmet ist. Wie viele der köstlichsten Gesänge müßten wir entbehren, ohne die begeisternde Liebe!

Welcher Dichter hat sie nicht empfunden?
Hat nicht ihre Schäferstunden,
Ihre Thränen, ihren Druck der Hand,

Und die süßen Schwärmereyen,
Und die kleinen Heucheleyen,
Und der Winke Feen=Macht gekannt,
Nicht erzählt von ihrer holden Rede,
Von dem holderm Schweigen, von der Fehde,
Die sich oft aus einem Nichts entspinnt,
Aber bald sich endet mit Traktaten,
Wo das Mädchen, wie die kleinern Staaten,
Wenig bey dem Friedensschluß gewinnt?

Was den Gesängen der Liebe noch mehr Anzüglichkeit giebt, ist der verschiedne Ton derselben, die jedem Dichter eigne Weise. Welch ein Reichthum von Ansichten! Orientalischer Schwung in Salomons hohem Liede; Lächeln der Grazie in den Versen Anakreons; Catullischer Muthwille; schmachtende Sehnsucht des Tibullus; mystisches Gefühl des Petrarca, dem die Augen seiner Geliebten den Weg zum Himmel zeigen; und die Schalkheit und die feine Galanterie der Franzosen; und die Naivetät unsrer ältesten vaterländischen Dichter!

Selbst der Sänger, dessen ernstes Lied
Sich von Stern zu Stern hinaufgeschwungen
Bis zum Throne, wo der Seraph knieet;
Er, von heil'gem Feuer noch durchglüht,
Geht hervor aus Sions Palmenhainen,
Stimmt in weichern Ton der Harfe Klang,
Und sein liebender Gesang
Läßt uns mit der sanften Cidli weinen.

Um zu dem Pöets Corner zurück zu kehren, so steht noch am Fuße desselben ein Lorberbaum demüthig da, gleich als ob er, dessen eingedenk, was er ehemals gewesen, über manche Herabwürdigung in unserm Zeitalter klagte, und die Worte des Akenside uns zuflüsterte: „Wann wird der Dichterkranz und die tönende Saite wieder in ihre Ehre eingesetzt werden"? *)

Zum romantischen Ansehen des Ganzen trägt auch noch die, über eine Eisgrube gebaute, Strohhütte

*) When shall the Laurel and the vocal string
Resume their honours?

bey, welche der Wohnung eines Waldbruders ähnlich ist. Freylich darf man sich an einem so dichterischen Orte keinen der heutigen Waldbrüder gedenken; sondern einen alten Barden, der, wie Thomson sagt, von der Welt abgesondert, in der begeisterten Brust höhern Eingebungen Raum giebt. Ein solcher würde gern unter dem, bey seiner Hütte stehenden, schönen Nußbaum sitzen, dessen weisser Schafft ganz mit Epheu umwachsen ist, und von hier aus einen Theil des Rheins sehen, und die vogesischen Gebirge in der Ferne.

So reitzend aber dieser Platz, den ich Dir, mein Theuerster, nur unvollkommen beschrieben habe, mit dem angränzenden, auf einer tiefern Abstufung liegenden, Garten ist, so bekommt doch alles einen weit höheren Werth, sobald man unter den abwechselnden Schönheiten, an der Hand ihres Besitzers, mit seiner liebenswürdigen, talentvollen Familie, in deren Zirkel man so wohl aufgehoben ist, umher wandelt. Wie reichhaltig die Gespräche mit ihm sind, kannst Du daraus abnehmen, daß er, im Schatten

seiner Bäume, bald den griechischen Homer, bald eine horazische Ode, dann die Jahrszeiten von Thomson, oder des Ariosto Rittergeschichten, jedes in der Ursprache, liest; oft einen tiefen Blick in die Begebenheiten der Vorwelt thut, und wenn ein Laie, gleich mir, seine Pflanzen genauer zu kennen wünschet, ihm eine jede mit froher Bereitwilligkeit erklärt.

Hierzu kommt die muntre Laune, die beständig und überall ihm zur Seite geht, und die ich, so wie in meiner Jugend, auch jetzt im Alter noch unter die kostbarsten Geschenke des Himmels rechne.

Wer zur Gefährtinn sie wählet,
Den weckt, als freundlicher Gast,
Sie gern am Morgen; versinget
Ihm manche Grillen, und bringet
Für jede kümmernde Last
Den allvermögenden Hebel;
Versüßet ihm Arbeit und Rast.

Mag immer ein herbstlicher Nebel
Umhüllen die Flur und den Hain!
Sie weiß ja: Hinter ihm strahlet
Die Sonne mit labendem Schein;
Er sink' oder steige! sie mahlet
Sich lachende Bilder hinein.

Sie macht, zur Reise durchs Leben,
Die rauhen Wege sich eben,
Die Berge den Hügeln gleich;
Wallt ohne Sorgen, und zählet
Was da ist, nicht was ihr fehlet;
So wird sie bey wenigem reich.

Wer aber kennt diese glückliche Laune besser, als Du, mein Lieber? Unter allen Stürmen der Schreckenszeit hielt sie Dich aufrecht; bis auf den heutigen Tag zertheilt sie die Widerwärtigkeiten des Lebens vor Dir her, und durch sie werden die mühevollsten Arbeiten Dir leicht.

Möge sie Dir und mir ferner bleiben, und Dich bald wieder in meine Arme führen!

Die Mutter.

Mutterliebe, Muttertreue
Giebt dem kleinen Erdenglück
Seinen Anfang, seine Weihe;
Lehrt den ungewissen Blick
Erst umher, und dann zum blauen
Hochgewölbten Himmel schauen.

Diese Treue, diese Liebe
Sichert uns an ihrer Brust.
Sey der Morgen noch so trübe,
Wir erwachen da zur Lust;
Hören, unter Donnerschlägen,
Nur der Mutterstimme Segen.

Und das stille, traute Zimmer
Wird von Engelglanz erhellt,
Wenn des Mondes reiner Schimmer

Auf der Mutter Antlitz fällt;
Banger Nächte Finsternisse
Mindern schweigend ihre Küsse.

Fremd auf diesem Erdenrunde,
Nur daheim in ihrem Schooß,
Hängt das Kind an ihrem Munde,
Wird der Knabe spielend groß;
Klagen darf er, bitten, hoffen:
Mutterhand ist immer offen.

Sie, die jedes leise Sehnen
Stillte, sie, die alles gab,
Beut dem Jüngling nun mit Thränen
Den gewünschten Wanderstab;
Oeffnet zitternd ihm die Pforte
Bey dem letzten Abschiedsworte.

Und das letzte Wort verhallet
Lang in seinem Busen nicht,
Und die Sorgenvolle wallet

Einsam oft im Dämmerlicht;
Starrt hinaus in dunkle Ferne,
Fragt nach ihm die goldnen Sterne.

Mag er jugendlich indessen
Neuer Lust entgegen gehn,
Und sein Kinder-Glück vergessen!
Nur des Lieblings Wiedersehn
Zeigt die tröstende, die milde
Hoffnung ihr im Rosen-Bilde.

Eitles Bild! es wird verschwinden,
Wie der Rose Wiederschein,
Wenn am Teich, umbraust von Winden,
Ihre Blätter sich zerstreun.
Todesschatten sinken nieder:
Eile, Jüngling, kehre wieder!

Daß dich, sterbend, ihre blasse
Lippe segne; daß der Arm
Deiner Mutter dich umfasse,

Ihre Brust, so liebewarm,
An dem großen Scheidungstage
Noch an deinem Herzen schlage!

Ach zu spät! die starren, kalten
Hände, die so treu, so fromm
Deiner pflegten, sind gefalten,
Sinds auf immer; Jüngling, komm,
Daß, von dir besucht, die Erde
Der Entschlafnen leichter werde.

Blicke stumm nach ihrem leeren
Sitze, deiner Seufzer werth!
Halte Lebenslang in Ehren
Den durch sie geweihten Herd,
Wo die heil'ge Flamme lodert,
Die noch Dank und Thränen fodert.

Und will je dein Glaube wanken,
Wenn, im Auge Hülf' und Rath,
Groll und Meineid in Gedanken,

Sich der Mensch dem Menschen naht,
So ermanne dich, so freue
Dich der mütterlichen Treue!

Singt sie doch an jeder Wiege,
Lacht dem Säugling, den sie trägt!
Und es bleiben ihre Züge
Bessern Seelen eingeprägt,
Die nicht von der Liebe weichen,
Und die Bruderhand uns reichen.

Freue dich! Der alles lenket,
Der die zarte Pflanz' im Hain,
Wie die Ceder, wärmt und tränket,
Muß durch Liebe selig seyn!
Hätt' er sonst dieß Wonnebeben
In das Mutterherz gegeben?

Meiner Freundinn Theone *).

Auf grüner Matte, froh und frey,
Sah eine junge Linde
Um sich der Blümlein mancherley;
Die wurden ihr mit jedem May
Zum bräutlichen Gewinde.

---

*) Schon als Dichterinn bekannt im Jahr 1800, durch ihre auf Ungarns Fluren gesammelte Feldblumen. Jena, bey Voigt. In den Jahren 1803. und 1804. hielt sie sich eine Zeitlang bey ihren Verwandten in Freyburg auf. Obiges Gedicht ist eine Antwort auf ein freundschaftliches Lied von ihr.

Nach einer Ausgabe ihrer neueren Poesien (Cotta 1805.) wurde die Verfasserinn von einigen Recensenten auf eine unwürdige Art behandelt und muthlos gemacht, da man sie vielmehr, mit der ihrem entschiednen Talente gebührenden Achtung, vor gewissen Fehlern gegen Sprache und Wohllaut hätte warnen, und ermahnen sollen, künftig langsamer zu arbeiten, sorgfältiger zu verbessern, und nur das von Kennern streng Geprüfte und Gebilligte öffentlich mitzutheilen.

Auch ließen sich der Vöglein viel
Auf ihren Zweigen hören;
Beym Wettlauf ward sie oft als Ziel
Bekränzet, oft bey Saitenspiel
Umtanzt von muntern Chören.

Wie manches traute Pärchen gieng
Zur Linde, wenn aufs neue
Sie um und um voll Blüthen hieng,
Und gab sich dann, und nahm den Ring,
Den goldnen Ring der Treue!

So schwanden Tag und Mond und Jahr,
Bis endlich ihr die Aeste
Kein Hauch des Lenzes neu gebahr;
Auf ewig nun vorüber war
Die Zeit der Frühlingsfeste.

Noch einzeln grünte hier und dort
Ein Zweig; allein dem Gatten
Rief keine Nachtigall hinfort,
Gelispelt ward kein süßes Wort
Der Liebe mehr im Schatten.

Zum Dörfchen, wo die Linde stand,
Kam jetzt ein holdes Mädchen;
Sie kam daher aus fremdem Land,
Als Liedersängerinn bekannt
In manchem fernen Städtchen.

Ihr winkten jüngre Bäume gleich
Mit säuselnd sanftem Beben;
Sie aber sprach: An Blüthen reich
Hebt ihr das Haupt empor, nicht euch
Darf mein Gesang beleben.

Sie, der ein nahes Ende droht,
Der jeder Vogel schweiget,
Sie grüß' ich hier im Morgenroth,
Weil sie dem Wandrer Kühlung both,
Und noch zu ihm sich neiget.

Das Mädchen singt; vor Wonne schwankt
Der Wipfel hin und wieder;
Mit lauterem Geflüster dankt
Der Epheu, der den Baum umrankt;
Er fühlt die Macht der Lieder.

Und aus der Linde tönt's: O du
Mit deinen Trostgesängen!
Es wehe Segen dir und Ruh
Im Zephyr und in Stürmen zu
Auf allen deinen Gängen!

Ich bins, die hier als Nymphe wohnt,
Verdorrt ist meine Krone;
Doch strahlen mir noch Sonn' und Mond,
Noch liebt der Himmel mich, und lohnt
Dir, freundliche Theone!

Gleim.

1803.

Nie hat ein Dichter den andern zärtlicher geliebt und den von ihm geschiednen inniger bedauert, als Gleim seinen Kleist; dennoch sang er, nach dem Tode desselben, ihm weder in seiner ersten Betrübniß, noch in späteren Zeiten ein Lied. Er wird es mir also verzeihen, daß ich seiner eignen Ruhestätte jetzt ohne Lied mich nahe, zumal, da mich, eben so wie ihn, nur das Gefühl meines Unvermögens zum Schweigen nöthigt.

Wenn der gesangreiche Gleim, der so gern das Gedächtniß gestorbner Helden und Dichter feyerte, wenn er das ehrenvolle Grab des Geliebtesten unter ihnen unbesungen ließ, so geschah es nicht aus Furcht, seinen Schmerz zu vergrößern, oder den allmählig

besänftigten aufs neue zu reitzen. Dieses war so weit von ihm entfernt, daß er vielmehr in den heitersten Stunden die mit Kleist verlebten Tage zurückrief; manches von ihm in seinem gewöhnlichen launigten Ton erzählte und sich mit dem Verewigten in fortdauernder brüderlicher Verbindung gedachte. Letzteres blieb immer eine seiner Lieblingsphantasieen. Er beredete sich, der Geist seines Geliebten sey oft in seiner Nähe, und würd' ihm, wär' es Geistern vergönnt, solches durch ein Zeichen zu erkennen geben; insonderheit sehe Kleist ihm zuweilen zu, wenn er ein neues Gedicht anfange, blicke dann auf das Papier und lese die hingeschriebenen Verse. Noch im Alter benutzte Gleim diese Phantasie bey der Erziehung einer kleinen Nichte, die er nicht selten, in der Abenddämmerung, von dem Engel Kleist unterhielt, damit er ihr das Verlangen einflößte, in allem Denken und Thun dem freundlichen Engel wohlgefällig zu seyn *). Außerdem erwähnt

*) Auf dieselbe Vorstellung gründet sich eins der schönsten Zeitgedichte von Gleim, welches folglich nicht

er nicht nur seines unvergeßlichen Freundes in einzelnen Liederstellen, sondern nimmt auch von ihm zu ganzen Dichtungen den Anlaß *); weßwegen es um so mehr auffallen muß, daß er demselben keinen eigenen Gesang widmete **). Gleim selbst fand es

---

für einen bloß augenblicklichen poetischen Einfall zu halten ist; dasjenige nehmlich, worinn den Dichter, als er eben einen Reim sucht, ein unsichtbarer Geist anredet und ihn ermahnt, etwas beß[illegible] — Brod oder Honigkuchen für ein armes Kind — zu suchen.

Ich ließ den Reim auf Mensch, ich ließ ihn ungefunden,
Und fragte: Guter, lieber Geist!
Wer bist du? Leider war der gute Geist verschwunden;
Gewiß war es der Engel Kleist.

*) Z. B. in dem angeführten Zeitgedicht, in einer Romanze: Homer und Kleist, u. a. m.

**) Ein in der ersten Rührung hingeworfnes Sinngedicht von vier Zeilen, mit der Ueberschrift: Als Kleist gestorben war (s. Sinngedichte von Gleim, als Handschrift für Freunde 1792.) kann so wenig für ein Trauer- oder Gedächtniß-Lied gelten, daß Gleim, bey unserem Gespräch über diesen Gegenstand, sich jener Verse nicht einmal zu erinnern schien.

wunderbar; versicherte mir aber, ungeachtet vieler, zu verschiednen Zeiten gemachten Versuche, sey es ihm, den guten Kleist zu singen, unmöglich gewesen.

Für mich ist das, was ich mir damals nicht zu erklären wußte, nun kein Räthsel mehr, seitdem ich erst meinen Freund Schlosser, dann meinen Gleim verloren, und keinem von beyden an seiner Gruft ein Klagelied angestimmt habe. Mit beyden war ich zu nahe vereint; das Andenken an sie wecket der süßen und schmerzlichen Empfindungen zu viel, deren jede mir heilig ist, so, daß ich sie rein bewahren möchte, nicht für andre in Worte fassen und verstümmeln, was in meinem Innern, mir allein leserlich, ohne Buchstaben geschrieben steht. Wie könnt' ich unter den Bildern, die so traulich vor mir vorüber schweben, alle mir theuer, eins und das andere wählen, um es künstlich darzustellen? Dargestellt, wär' es dasselbe nicht mehr. Wie könnte ich, was lauter Wahrheit in mir ist, mit Dichtung vermischen; in gezählten und gemessenen Sylben ausdrücken, was mächtig in mir sich drängt, meine ganze Seele füllt?

Zwar weiß ich, daß, wie der Fröhliche gern im Gesange sich mittheilt, so auch der Trauernde zuweilen Linderung in ihm sucht; daß oft die Leyer gleichsam mit dem Herzen im Einklang, von den wehmüthigen Melodieen desselben wiederhallt, und diese Melodieen dann alle Herzen ergreifen, und forttönen, und, wie Petrarchs und Ossians Klage, noch einem zukünftigen Geschlechte Thränen entlocken. Aber das ist nicht jedem Sänger gewährt; und die Stunden, worinn auf solche Weise wirkliches Gefühl in poetische Begeisterung übergeht, ohne von seiner Einfalt und Wahrheit zu verlieren, die Stunden, führt keiner nach Willkühr herbey; sie kommen ungerufen, oder gar nicht.

Indessen habe ich auf Schlossers Stab wenigstens eine Blume gelegt, und eine Blume gebührt auch meinem Gleim; denn mit Recht sagt der wackere Seume: Jeder soll bringen, was er hat. Ich bringe meinen Dank, nicht nur für eine lange Reihe glücklicher Jahre, die mir, in meinem jugendlichen und männlichen Alter, neben ihm unter tausend

Freuden dahin schwanden, sondern für das schönste Glück meines ganzen späteren Lebens, bis auf den gegenwärtigen Augenblick. Es thut mir wohl, diesen Dank öffentlich zu bringen, obgleich die wenigsten ihn verstehen, viele sogar mein Bekenntniß für Thorheit achten werden. Dennoch bekenne ichs vor Allen, daß ich meinem Freunde darum das Glück meines Lebens schuldig bin, weil er, als ich die Muse des Gesangs zu verlassen entschlossen war, mein Bündniß mit derselben erneuerte, und mich in ihre Geheimnisse tiefer einweihte. Laut bekenne ich, daß alle die Wunder, welche die alten und neuen Dichter im kühnsten lyrischen Schwung von der Muse gerühmt, sich als Wahrheit an mir bestätigt haben, und noch bestätigen.

Mit Hülfe der Musen schuf ich mir eine Welt, so reich an Genuß, daß ich desjenigen, was sonst am ängstlichsten gesucht, am schwersten gefunden wird, nicht bedarf, es nicht einmal zu gebrauchen weiß. In dieser meiner Welt kann es mir nicht einfallen, nach so genannten großen Dingen zu streben, weil

sie mir klein erscheinen; da hingegen mancher kleine Gegenstand, den die mehrsten kaum eines flüchtigen Blickes würdigen, sich in meinen Augen veredelt und mich fest hält. Und wie oft haben Dichterphantasie und die zu ihr sich gesellende sorgenfreye Laune mir die rauhesten Wege geebnet, über schreckende Scenen ein milderes Licht verbreitet, und mich, der ich nicht unter die Helden zu rechnen bin, unerschrocken durch Gefahren geleitet, in welchen den Stärkern der Muth sank. Als ich meine Mitbürger, wegen Annäherung des Feindes, in tiefer Bestürzung sah, hohlte ich, um von banger Erwartung mich los zu machen, und an die Stelle böser Vorbedeutungen etwas Besseres zu setzen, in meine Blumengläser frische Rosen, schmückte mein Zimmer damit, und vollendete, weil ich später hätte gestöhrt werden können, ein angefangenes Gedicht.

Ohne Gleim aber hätte ich nicht mehr auf den Wink der Muse geachtet, in so fern sie mich zu Gesängen hätte begeistern wollen; denn, so entschieden in mir, von den Kinderjahren an, die Liebe zur

Dichtkunst war, so erhielt dieselbe dennoch, bey dem Antritte meiner akademischen Laufbahn in Halle, durch das Zusammenleben mit Klotz, eine andere Richtung. Dieser Gelehrte, damals in der glänzendsten Periode seines Ruhms, geehrt von den ersten Schriftstellern in und außer Deutschland, munterte zu kritischen Arbeiten mich auf. Ich sollte mit den Dichter-Werken der Alten mich beschäftigen, nicht um sie nachzuahmen, sondern um die Gesetze der Schönheit daraus zu entwickeln; sollte mir den Lorber erringen, welcher denen bestimmt ist, die das Heiligthum der Musen an elenden Scribenten rächen. Für einen Jüngling, wie ich zu jener Zeit war, hat das Amt eines Gesetzgebers und Richters im Gebiete des Schönen, etwas sehr anzügliches, obwohl ich dem Lorber der Kritik den poetischen vorzog. Letzterer schien mir immer das Höchste, was einem Sterblichen zu Theil werden könnte; aber Klotz, für mein künftiges Fortkommen besorgt, hatte mir ihn, bebedächtlich, in zu weiter, ungewisser Ferne gezeigt. Schon fieng ich an, in Zeitungen und Bibliotheken

über alles, was die Messe an Versen und Reimen neues brachte, richterlich abzusprechen, als ein günstiges Schicksal den Dichter Gleim in meine Nachbarschaft, an den Lauchstedter-Gesundbrunnen führte.

Da noch jetzt, nachdem ich der berühmten Männer viele sah, und mehrere meine Freunde nannte, da noch jetzt ein solcher Mann in einer Art von Glorie vor mir da steht, so läßt sich gedenken, in welchem Nimbus meiner damaligen Jugend = Phantasie der Anakreon und Tyrtäus der Deutschen entgegen kam. Die enthusiastische Freude und die Liebe, womit ich, ungeachtet meiner Schüchternheit, mich zutraulich ihm näherte, gewannen mir bald sein Herz, und der erste Druck seiner Hand war zugleich eine Aufforderung, meiner Muse getreu zu bleiben. Er kannte von ihr nichts als ein kleines Lied in Ramlers Blumenlese*); auf dieses allein gründete sich seine Weis=

*) Es fängt an:

Jüngst, Schwesterchen, sah meinen Spielen
Der junge Daphins lächelnd zu, u. s. w.

Und gehört zu den wenigen, an denen Ramler nichts verbessert hat.

sagung, daß es mich nicht gereuen würde, wenn ich meinem Genius folgte.

O der seeligen Tage in Lauchstedt, wo Gleim jeden Morgen mit einem neuen Liede mich weckte, während dessen die Sonne alles um mich her vergoldete, herrlicher als je! Das Zimmer wurde mir zum Tempel, ich fühlte die Nähe des Gottes, war meiner Weihe gewiß.

Wir trennten uns als Brüder, und er wollte das Angefangene vollenden. Mit der ihm eignen rastlosen Thätigkeit ließ er einen Brief an mich dem andern nacheilen, damit er mich in fortdauernder Begeisterung hielte, bis ich, aus der Wirklichkeit in ein Feenland weggerückt und darinn einheimisch geworden, überall, von Gesängen umtönt, unter den lieblichsten Erscheinungen wandelte.

Gleim, welcher in einem sehr melodischen Liede von sich selber sagt:

„Nicht für alle Doppien der Welt
Gäb' ich meine Leyer!"

hatte Recht, daß ich gegen kein Erdenglück die meinige vertauschen sollte. Daß ich es nicht that, gereut mich um so weniger, da ich jetzt in meinem Alter mehr noch, als in meiner Jugend, von dem hohen Beruf eines Dichters überzeugt bin. Allerdings kann einer vieles unternehmen, das für diejenigen, unter denen er lebt, und für die Gegenwart nützlicher und lobenswerther ist, als Verse zu machen; dafür aber hat ein Dichter einen desto ausgedehnteren Wirkungskreis, und seine Werke bleiben dieselben, so lange Menschen sind. Wenn die Arbeiten des Staatsmanns, auf einen Staat eingeschränkt, mit diesem stehen und fallen; vielleicht schon, wann ihr Urheber kaum die Augen geschlossen hat, vereitelt werden; wenn die Systeme der Philosophen, eben so veränderlich wie die politischen, nur einer kleinen Zahl von Gelehrten einleuchten, und man über neuen Erfindungen der ältern vergißt; so redet ein Dichter mit allen Völkern aller Zeiten, bis in die spätesten Jahrhunderte. Wie reich an Gewinn ist eine einzige Stunde, in welcher er einen herzer-

hebenden Gedanken, oder ein wohlthätiges Gefühl, wär' es auch nur das Gefühl der Freude, in einem reizenden Bilde versinnlicht, das, viele Menschenalter hindurch, so vielen Tausenden sich mittheilt *)!

Um mich noch fester an sich und an die Muse zu binden, wünschte Gleim einen Besuch von mir in Halberstadt. Ich machte mich auf den Weg, langte, ziemlich spät in der Nacht, in Aschersleben an, und, indeß ich der Thorwache den verlangten Bescheid gab, trat ein Unbekannter an meinen Wagen. Ich habe den Auftrag, Sie in Empfang zu nehmen, sagt' er im Ton eines Polizey-Dieners, der einen verdächtigen Fremden in Verhaft nimmt. Das aber war er nicht; er war Gleims Bedienter, welcher mich in einen Gasthof brachte, wo ich ein Nachtessen und alles übrige zu meiner Aufnahme in Bereitschaft fand. Auch hatte der Bediente Pferde

*) Ueber den Werth der Dichtkunst verdient ein herrlicher Aufsatz von Schlosser gelesen zu werden, welchem ein Gedanke des Baco über diese Materie zum Grunde liegt. S. Schlossers kleine Schriften Th. V. S. 381. u. s. f.

bey sich, mit denen ich am folgenden Tage weiter reisen sollte.

Früh Morgens erwachte ich unter einer angenehmen Symphonie von blasenden Instrumenten, die sich vor meinem Zimmer hören ließ, und die, weil ich an diesem Ort' ein völliger Fremdling war, nicht bloß etwas überraschendes, sondern etwas Feenmäßiges für mich hatte. Als ich, im ersten Erstaunen, mich aufrichtete und umher sah, öfnete sich die Thür — und Gleim stürzte in meine Arme. Schon am vorigen Abend war er angekommen, hatte bey seinem Bruder übernachtet, und die Hoboisten des dortigen Regiments in meinen Gasthof bestellt.

Seit jenem Morgen sind nun mehr als dreyßig Jahre verflossen; dennoch schlägt, bey dessen Erinnerung, mein Herz eben so warm, wie damals; und gottlob, daß es noch so schlagen kann!

Nach dem Frühstücke fuhren wir nach Ermsleben, dem Geburtsorte meines Freundes. Hier giengen wir in sein väterliches Haus, wo kein Plätzchen unbetrachtet blieb; in den anstoßenden Garten; an den

Selka-Bach, an welchem er als Kind gegangen war,

Der bösen Otter aufzupassen *),

und worinn er beynahe sein Leben verlohren hätte; weilten bey jeder ihm theuer gewesenen und gebliebenen Stelle, und setzten dann, unter Erzählungen von ihm, die sein kindisches Alter und die Geschichte seiner Jugend betrafen, unsern Weg nach Halberstadt fort.

Wieder ein herrlicher Tag! Und welch ein Abend am Familien-Tische meines Gleims, zwischen ihm und seiner Nichte Gleminde! Und nun in seinem Hause mein erstes Erwachen! — Aber zu viel schon hab' ich von mir selbst geredet. Ich müßte den größten Theil meines eignen Lebens aufzeichnen, wenn ich für Alles ihm danken wollte.

Lieber will ich zu dem bisher erzählten einige charakteristische Züge hinzuthun; nur einzelne Züge, für denjenigen, der ein ganzes Bild von dem vortrefflichen Manne zu entwerfen und zu vollenden

*) S. in Gleims Zeitgedichten den rührenden Abschied von seinen väterlichen Fluren.

sich berechtiget fühlt. Ich wähle solche, die von andern noch nicht angemerkt wurden; insonderheit die kleineren, die man selten einer Bemerkung werth achtet; denn ich bin versichert, meinem Freunde hiermit ein vorzüglich gefälliges Opfer zu bringen.

Mehr als einmal ereiferte sich Gleim — wie er denn über alles Schiefe sich zu ereifern pflegte — in meiner Gegenwart über unsre neuen Biographieen, die er, mit den Biographieen der Ausländer verglichen, trocken und leer fand *). Er meinte, der Biograph hätte mehr in die kleinen Umstände des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens dessen, von welchem er schrieb, hineingehen, mit dem Fleiße der Franzosen und Engländer, jede Anekdote von ihm benutzen und nichts für geringfügig halten sollen, was das Eigenthümliche des Charakters in ein helleres Licht stellt. Gleim zürnte nicht mit Unrecht.

---

*) Er lobte, in dieser Hinsicht, das Leben von Kanitz, wie es König geschrieben hat; und wirklich könnte dasselbe, den Styl abgerechnet, den Deutschen zum Muster dienen.

Die meisten Lebensbeschreibungen der Deutschen haben zu wenig Individuelles, und sicherlich würden oft ein Paar einzelne Reden und Handlungen, ein gewisses Benehmen bey dieser oder jener Gelegenheit, gewisse Launen und Eigenheiten im Umgang, den Mann kenntlicher machen, als alles was, im Allgemeinen, auf mehreren Bogen von ihm gesagt wird *).

Ein Hauptzug in Gleims Charakter war seine Liebe zum Ganzen in allen Dingen. Darum war er ganz Dichter, ganz Freund, ganz Verehrer seines Friedrichs. Darum, wie Klopstock von ihm singt, wurd' er

„Vom halben
Kalten Lobe beleidigt"

Darum geboth er Liebe, und eine kaltsinnige Aeußerung seiner Freunde hieß ihm Verrätherey.

---

*) Schlichtegroll, dessen Nekrolog allerdings unter die Ausnahmen gehört, arbeitet hierauf so viel als möglich; aber er muß in der Ferne sammeln, und da hängt die Vollständigkeit seiner Nachrichten von denen ab, die sie liefern.

Aus eben der Ursache sang er den König, den er bewunderte, bis an sein Ende; sprach von ihm bis an sein Ende; konnt' es nicht erdulden, wenn jemand die Größe des Einzigen nicht so anzuerkennen schien, wie er. Einst an einer vornehmen Tafel gerieth er mit einer Excellenz in ein Gespräch über die Könige. Die Excellenz, welche in mancherley Rücksicht befugt war, von Gleim alle Schonung zu erwarten, sagte unter andern das Bekannte: Je größerer König, je größerer Räuber. „Ja", versetzte Gleim: „Es war ein Scythe, der das Alexander dem Großen antwortete"!

Sein Haß gegen das Halbe gieng so weit, daß er weder in Versen, noch in Prosa, gern die Ausdrücke: vielleicht, es scheint, und ähnliche gebrauchte. Als ich, in einem Aufsatz, einer gewagten Behauptung die Milderung: Es kann seyn beygefügt hatte, bat er mich, es auszustreichen, und sagte; „Nicht, es kann seyn; sondern, es ist. Man muß den Leuten alles auf den Kopf zusagen." Ueberhaupt war ihm das Zweifeln unerträglich; er suchte

überall Gewißheit. Auch gelang es ihm, jeden Zweifel, der seine Ruhe stöhren wollte, zu entfernen; die anderen, die, als bloße Speculationen, mit Menschenglück und praktischem Leben nichts zu thun haben, sah er als Spiele des Geistes an, und blieb ihretwegen unbekümmert. Daß er übrigens den speculativen Philosophen ehrte und demselben etwas seyn konnte, hiervon ist seine vertraute Freuudschaft mit Sulzer und Mendelssohn ein hinlänglicher Beweis.

Mit der Liebe zum Ganzen verband er eine wunderbare Thätigkeit. Diese wurde von jener genährt, und ohne sie wäre die erstere Thorheit gewesen. Rede nicht, sondern thue! war die Regel, die er den Jünglingen bey jedem Anlaß einschärfte, und in seinen Gedichten, unter verschiedenen Einkleidungen, oft wiederholte. Selbst, in allen Fällen, der erst., zu helfen, zu rathen, Neues zu stiften oder Unvollendetes auszuführen, zeigte er gegen den die höchste Verachtung, der Gutes zu thun im Stande war, und es unterließ. Am heftigsten

entrüstet sah ich ihn wider die Reichen, die nicht einen Theil ihrer Güter auf gemeinnützige Anstalten verwendeten. So empörend es für ihn war, irgend einem Großen zu schmeicheln, so verstand er sich dennoch hierzu, wenn er ihn zur Unterstützung eines wohlthätigen Unternehmens zu bereden hoffte. Las man nicht seinen Namen fast in jeder Subscribenten-Liste? Und auf wie manches kostbare Werk hat er sich einzig und allein aus Gewissenhaftigkeit unterzeichnet, um zu dessen Herausgabe das Seinige beyzutragen! Ich erinnere mich, daß er Bücherkenner, die in einem gewissen Fache sammelten, mit Seltenheiten aus seiner Bibliothek, so lieb sie ihm waren, beschenkte, weil er Beförderung des Guten, auch im Kleinsten, für eine heilige Pflicht hielt.

Zu seiner Thätigkeit gesellte sich ein Enthusiasmus für das Schöne, der an Schwärmerey gränzte. An einem Abend fand er in einem Briefe Ramlers Nänie auf den Tod einer Wachtel. Die Nichte war ausgegangen, zu mir konnt' er nicht hinlaufen, und doch hatt' er ein solches Bedürfniß, seinen Jubel

mitzutheilen, daß er, um sich geschwind aus der Noth zu helfen, dem Bedienten rief und ihm die Nänie vorlas. So bekam Gleim, als einst ein Bauer in seinem Zimmer auf einen Pacht=Contract wartete, einige gedruckte Blätter, deren satyrischer Inhalt ihn reizte. Setz' er sich! sagte Gleim zu dem Bauer: Ich will ihm etwas vorlesen. Dieser, der keine Sylbe davon verstand, faltete die Hände, hörte andächtig zu, und meinte nachher, das Ding ließe sich gut anhören: es wär', als ob man eine Zeitung läse.

Was die enthusiastische Liebhaberey meines Freundes ehrwürdig machte, war die Reinheit derselben. Er freute sich über das vortreffliche Gedicht eines andern vollkommen so, wie über sein eignes, und über den gelungenen Versuch eines neuen, bis dahin unbekannten, Dichters weit mehr. Ueberdieß erstreckte sein Wohlgefallen an Werken der Poesie und der Kunst sich auf alle Gattungen des Schönen. In der That besaß er einen allgemeinen Geschmack und warnte jeden Lehrling der Musen vor dem

einseitigen, als wodurch man sich selbst um so manchen seeligen Genuß betröge. Derjenige war nicht sein Mann, der nicht eine Madonna von Guido Reni und ein kleines Familienstück von Mieris, Klopstocks Messiade und ein artiges französisches Vaudeville, jedes in seiner Art, zu schätzen und sich daran zu weiden im Stande war.

Bey seiner Geradheit und Offenheit, verabscheute Gleim keine Menschen-Klasse mehr, als die Heuchler, und mit ihnen die kalten, mißtrauischen Seelen, die, voll Unglaubens an gute Menschheit, anstatt unter ihrem Unglauben zu leiden, vielmehr mit einer gewissen Wollust jeder edel scheinenden Handlung nachgrübeln; die der Entdeckung sich freuen, wenn sie sich einbilden, einer gepriesenen That auf den Grund gekommen zu seyn, und eine unlautere Quelle gefunden zu haben. Oft genug hatte sein Zutrauen ihn getäuscht; aber er bedurfte dieses Zutrauens, wachte darüber; wollte nicht erlöschen lassen die heilige Flamme, woran sein Herz sich wärmte; wollte lieber von neuem getäuscht werden, als bedenklich

die Hand zurückziehen, wenn mit argloser Freundlichkeit ihm ein unbescholtener Mann die seinige both.

Da er in seiner Jugend auf mancherley Weise mit dem Schicksal hatte kämpfen müßen, so war er reich an Erfahrungen geworden; und diese machten seinen Umgang eben so belehrend als unterhaltend. Hierzu kam der lebendige Geist, der unermüdet sich in ihm regte; die Phantasie, die aus dem Kleinsten etwas zu erschaffen wußte, und der epigrammatische Witz, mit welchem er die Thoren niederschlug und gegen den scherzenden Angriff seiner Freunde zu Felde zog. Ich weiß keine Verlegenheit, aus der er sich nicht augenblicklich durch eine witzige Antwort herausgerissen hätte. Zu einer Zeit, da er mein Porträt und das seinige von einem Wachsmahler verfertigen ließ, speisten wir mit einander bey dem lieben, würdigen Domdechant von Spiegel. Während der Tafel sagte ein Edelmann, unser beyder Freund, zu Gleim: Sie und Jacobi lassen sich mahlen? Vermuthlich in Lebensgröße!

„Nein“! erwiederte Gleim: „das ist für die Ritter, damit man den Sporn sieht. Wir haben es nicht nöthig; denn bey uns ist der Kopf die Hauptsache.“

Wenn man diese wenigen Züge zusammenhält, so muß man den Mann bewundern, dessen Blut so feurig wallte, dessen Herz so laut pochte, und der im gefährlichen Jugendalter dennoch unter den tausend Versuchungen außer ihm und den Verführungen seiner eignen Phantasie fest stand, und sich unverdorben erhielt. Bewundern muß man, daß er, genöthigt die Gunst der Mächtigen zu suchen, an der Seite der Fürsten kein Fürstendiener wurde. Und wie viel gehörte dazu, bey seiner Reizbarkeit zum Zorn, wenn ihm Unvernunft oder Schlechtheit in den Weg trat, alle die Liebe in sich zu bewahren! wie viel, mit seiner satyrischen Laune niemanden, außer wann es die Nothwehr forderte, zu kränken! Aber schon in den frühesten Jahren empfieng er jeden Eindruck des Guten so leicht, daß eine, bey dem ersten Abschiede von den Seinigen ihm gegebne, Denkmünze mit der Aufschrift: T h u e R e c h t, s c h e u e

niemand! den unwandelbaren Entschluß in ihm hervorbrachte, ihrer würdig zu seyn. Von Stund' an wurden jene Worte sein Wahlspruch, den er nicht bloß in Stammbücher schrieb, sondern sein ganzes Leben hindurch treulich befolgte.

Und nun lege ich zu dieser einfältigen Gabe, die ich dem Grabhügel des Entschlafnen bringe, noch einen Auszug aus seinem letzten Briefe an mich. Ihm und mir bin ich einen öffentlichen Beweis schuldig, daß er kurz vor seinem Ende mich noch eben so liebte, wie damals, da man die Namen: Gleim und Jacobi, gleich denen von Damon und Pythias, mit einander aussprach.*)

---

*) Nothwendig muß ein solcher Beweis mir jetzt noch wichtiger seyn, als zu der Zeit, da ich den obigen Aufsatz zum ersten Mahl in meinem Taschenbuch erscheinen ließ. Seit dem fand ich, zu meinem größten Erstaunen, anfänglich in den, von Körte herausgegebenen, Briefen von Heinse, nachher, wiederhohlt, in Gleims Biographie, die seltsame Beschuldigung, als ob ich meinem Gleim seinen Heinse gewaltsam und listig entführt hätte. Schon hat einer meiner hiesigen Freunde (m. s. Morgenblatt 1810. No. 64. Korrespond. Nachrichten.) den Ungrund dieser Beschuldigung

Halberstadt, den 27. October 1802.*)

Ein Gruß von meinem ewig geliebten Jacobi war der Gruß von einem Engel. Aber, theuerster Freund, die Nachrichten von Ihrem dermaligen Befinden waren Ihrem Freunde nicht erfreulich. Von meinem Befinden geb' ich Ihnen, weil sie die traurigsten seyn würden, keine. Hätten wir in unserm Halberstadt noch einen Jacobi, so dächten wir an die vergangenen goldnen Zeiten nicht mit Betrübniß . . . . .

---

gezeigt, nnd aus meiner künftigen Lebensbeschreibung wird es noch klarer werden, daß hier weder von Gewalt, noch List, noch überhaupt von irgend einer Entführung die Rede seyn konnte, sondern daß mein ganzes Verbrechen darinn bestand, eine Reise nicht aufgeschoben zu haben, deren Aufschub unmöglich war. Bis dahin mag es an dem beyliegenden Briefe genug seyn, welcher gewiß nicht so aus vollem Herzen wäre geschrieben worden, hätte Gleim mir ein unredliches Betragen bloß verziehen, und nicht vielmehr von jedem Verdachte desselben mich freygesprochen.

*) Nachdem ich Gleim durch Klamer Schmidt hatte grüßen lassen.

Beyträge (zur Iris) hätt' ich längst schon Ihnen gesandt, denn meine gute Muse ist bis auf den heutigen Tag mir treu geblieben; aber ich befand mich immer so krank, daß ich auch der kleinsten Geschäfte mich enthalten mußte. Wir leben noch unter Einem Himmel, Gott weiß wie lange, theuerster Freund! Schreiben wir aber einander nicht, so sind wir wie todt für einander . . . . . .

Wie so herrlich, wenn Sie noch der unsrige wären! Es geht kein Tag hin, an welchem der Onkel und die Nichte ihren Jacobi nicht zurück wünschten. . . . .

Es freut mich, theuerster Freund! daß Sie Vaterfreuden erleben. Ihrem einzigen lieben Sohn wär' ich so gern ein Vater.

Das Dictieren wird mir allzusauer. Deßwegen, ewig Geliebter! muß ich abbrechen, und mit einem herzlichen Gruße an Ihre liebe verständige Haus=

frau, dieses in meinen Augen elende Brieflein beschließen.

Hier noch, so lange Gott will, und in der Ewigkeit, der alte Freund

Gleim.

Der Thurmwächter

an die Stadt Freyburg.

Am 1. Jenner 1804.*)

Auf unserm alten, ehrlichen Thurm,
Der manch Jahrhundert schon dem Sturm
Und Hagel Trotz gebothen hat,
Durch Glockenklang die fröhliche Stadt
Zu manchem Feste vorbereitet,
Und manch Geschlecht zu Grabe geläutet;
Auf unserm Thurm, zum neuen Jahr,
Sing' ich ein neues Lied, und zwar
Nicht mit Trompeten- und Paukenschall,

*) Der Thurm des Freyburger Münsters gehört, bekanntlich, unter die größten und schönsten Denkmahle gothischer Baukunst in ganz Deutschland.

Wie man seit kurzem überall
Es will, sich in der Weise verirrt,
Und keiner versteht, was gesungen wird.
Mein Lied ist nur vom alten Schlag,
Wie unser einer es dichten mag;
Hoff' auch, daß es nicht schlechter klingt,
Weils nur ein armer Wächter singt;
Denn, die getreu ihr Amt verwalten,
Sind, hoch oder niedrig, in Ehren zu halten.
So weilt' ich oft am Fenster hier,
Und sah die andern unter mir
So klein, daß ich mich größer dünkte;
Bald aber kam die Nacht; es blinkte
Das Sternen = Heer, und jeder Stern
War von der Spitze des Thurms so fern,
Daß meine Höhe mir bald verschwand,
Ich mich der Erde näher fand
Und hier, in meinem obern Reich,
Den Uebrigen dort unten gleich.
Drum sollen, die am höchsten stehen,
Nicht stolz hinab in die Tiefe sehen:

Dem Wächter ist hoch seine Warte gebaut,
Nur, daß er weiter um sich schaut,
Und wer nach G'wissen thut und wacht,
Hat alles dieses wohl bedacht;
Der ist mir günstig, und hört in Ruh
Dem Liede des armen Thürmers zu.

„Schön ist mein Thurm, sobald der Flor
Der Morgendämmrung schwindet,
Und er die Sonne, die empor
Sich hebt, zuerst verkündet.

Schön ist er, wenn im Mittagsglanz
Er zum Geläute strahlet,
Und schön, wenn ihn der Abend ganz
Mit Purpur übermahlet.

Auch, wenn Gewitternacht uns droht,
Steht ohne Furcht und Grauen
Er da, und ist, vom Blitze roth,
Noch herrlich anzuschauen.

Sogar, wenn Schneegewölke zieh'n,
In kalten Wintertagen,
Sieht man vom Reif versilbert ihn
Mit innigem Behagen.

Zwar sehn's vielleicht nicht alle so;
Nicht jedem ists beschieden,
Ein Herz zu haben, frey und froh,
Und mit sich selbst im Frieden.

Wer das nicht hat, wem in der Brust
Begier und Sorge stürmen,
Den weckt kein Sonnenblick zur Lust
Auf Bergen und an Thürmen;

Der schleicht durch Gottes schöne Welt
Mit Murren und mit Klagen;
Doch darf er, wenn ihm nichts gefällt,
Sich selber nur befragen:

Wie er im muntern Frühgeläut
Den Ruf zur Arbeit höret,
Und wie er heim, zur Abendzeit,
Zu Weib und Kindern kehret?

Ob, wenn die Glocke zum Gebeth
Uns mahnt mit frommen Schlägen,
Er mit getrostem Muthe geht
Auf unbescholtnen Wegen?

Ob, wenn es Mittag schlägt, sich auch
Das Herz zum Armen neiget,
Zum Hungrigen, für den kein Rauch
Vom kalten Herde steiget?

Wie man ans letzte Stündlein denkt,
Ob man dem Scheidezeichen
Für Brüder eine Thräne schenkt,
Und was noch mehr dergleichen.

Genug; wem wohl ist innerlich,
Wer nichts hat zu bereuen,
Wird, jeden Tag, der Sonne sich
Und unsers Thurms erfreuen.

Der Wünsche braucht er wohl nicht viel;
Mit seinem guten Glauben
Wallt er hindurch; ihm kann das Spiel
Des Glücks nur wenig rauben.

Doch will ich heut für Stadt und Land
Den Segen deß erbitten,
Der alles hält mit starker Hand,
Die Thürme, gleich den Hütten;

Der immer giebt und immer wacht;
Durch den Palläste fallen,
Die Birke grünt, die Traube lacht,
Und Gras und Aehre wallen."

Eudora.

An die Frau von **.

Eudora gieng, daß sie des Hauses Götter schmückte,
Im Schooße frischen Rosmarin,
Zum stillen Herd', auf den die Abendsonne schien,
Und Friede war, wohin sie blickte.
Sie wendete, verschönt vom Purpurlicht,
Ihr bethend holdes Angesicht
Oft lauschend weg, ob sie den Gatten kommen hörte;
Jedoch die fromme Liebe stöhrte
Der Andacht süße Regung nicht.

„Ihr Götter"! sagte sie, „des alten Herdes
Hüter!
Die ihr im Donnersturm, in langer Winternacht,
Den väterlichen Hof, die angeerbten Güter,

Mehr aber noch, als dieß, ein reines Herz bewacht!
Euch dank ich es, daß jene Schwelle
Mir heilig blieb, daß jeder Tag
Mein Denken und mein Thun, mit seiner ganzen Helle,
Vor aller Welt beleuchten mag;
Euch dank' ich, daß ich meine Hände
Getrost erheben kann im Glanz, der mich umstrahlt,
Und mir kein schnöder Wunsch auf diese Wände
Verführerische Bilder mahlt.
Wer Ruhe nicht und Glück des Lebens
Daheim zu finden weiß, der suchet sie vergebens,
Hat keine Lagerstatt, ihm ward kein Herd gebaut;
Gleich dem Verbannten, irrt er stets umher, und traut
Dem eignen Dache nicht. Wie bist du mir so theuer,
Du kleiner Tisch, der, ohne Pracht,
Geweiht durch manche frohe Feyer,
Entheiligt nie, mir und dem Gatten lacht"!

Eudora barg sich jetzt in ihren Schleyer.
„Ihr Götter"! fuhr sie fort: „Ihr, deren Macht

Nur Wohlthun ist! Wenn ich nach alter Sitte
Geopfert euch, und Oel und Weihrauch dargebracht,
O so vergönnt mir Eine Bitte!
Des Guten habt ihr mir so viel gewährt! und doch
Zu leer ist jene Stelle noch;
Oft mit geheimen Seufzern sah
Ich hin, wenn mich des Tages Anbruch weckte,
Ob nicht aus seiner Wiege da
Nach mir ein liebendes Geschöpf die Arme streckte,
Das ich mit Küssen dann bedeckte.
Nur dieses noch; ihr Gütigen, verzeiht!
Noch diesen euren beßten Segen!
Wie soll mein Dank des schönen Herdes pflegen,
Wenn erst die Mutterbrust sich eines Säuglings freut;
Wenn der, in goldner Morgenstunde,
Auf meinem Schooß nach Sonnenstäubchen hascht,
Aus seinem kleinen zarten Munde
Das erste Wort mich überrascht!
Euch lieben wird er einst, an Festen euch bekränzen,
Und, sanfter jede Nacht zu ruhn,
Was er beginnt, vor euern Augen thun."

Sie schwieg, und dunkler wards, und heller glänzen
Sah man die Opferflamme schon;
Da hörte sie den längst ersehnten Tritt und Ton
Des Gatten, eilte nach der Thür;
Die Laren aber winkten ihr
Das Jawort.

O sie winken Dir,
O Freundinn, auch; denn, was Eudora sprach,
Das bethest du mit reinem Herzen nach.

Tischlied.

Auf und unter gehn die Sonnen;
Tage, festlich froh begonnen,
S[illegible] der Abendstern entflohn.
[illegible] Stille folgt dem Tanze;
[illegible]t der Kerzen matterm Glanze
Stirbt der Saiten letzter Ton.

Ach! wenn so die Tage schwinden,
Wenn sie jubelnd uns verkünden,
Was der nächste Morgen nimmt —
Ist der Feste kurze Feyer,
Ist sie werth, daß man die Leyer
Zum Gesang der Wonne stimmt?

Ja, wir stimmen sie! Wir klagen
Nicht, daß uns an Rosentagen

Flüchtig nur die Freude grüßt;
Nicht, daß jede schöne Gabe
Wieder schnell in ihrem Grabe
Düstre, bange Nacht verschließt*).

Was verschwand, ist unverloren;
Von der Zukunft neu geboren
Wird die Stunde reiner Lust;
Was mit Liebe wir umfaßten,
Selbst den Schatten des Erblaßten
Drücken wir an unsre Brust.

O der goldnen Kinderfeste!
Zwitschern hör' ich noch im Neste
Meiner Vögel junge Brut;
Sehe, wie der Käfer glänzet,
Und mit Gänseblümchen kränzet
Mir die Wärterinn den Hut.

---

*) Aus einem Liede von Schiller.

Schimmernd in der Morgenhelle,
Plätschert mit der kleinen Welle
Mir der väterliche Bach;
Und es hallt das längst verwehte
Wort, das uns den Muth erhöhte,
Spät noch in der Seele nach.

Rührt denn wonnevoll die Saite!
Dem zu bald entwichnen Heute
Giebt das Lied Unsterblichkeit.
Uns, die wir ihn singend krönen,
Uns soll dieser Becher tönen,
Und dem Sänger künft'ger Zeit.

Für die Nachwelt nicht vergebens
Freute weislich sich des Lebens
Flaccus beym Falerner-Wein;
Denn zum trauten Mahl gesungen
Hat er, und Begeisterungen
Schweben noch um Tiburs Hain.

Hagedorn.

In den Jahren meiner Jugend, in dem Alter, wo man alles, was einem als löblich vorschwebt, ausführen möchte, und es für unmöglich hält, daß andre nicht mit eben dem Enthusiasmus einem behülflich seyn sollten, in jenen Jahren ermunterte ich die Hamburger, ihrem Hagedorn ein Denkmahl zu setzen. Das Werk unterblieb; indessen hatte ich die Stimmen aller Freunde und Freundinnen des Schönen für mich; unter letzteren bothen einige sogar, als Beysteuer, einen Theil ihres Schmuckes an. Ein rühmlicheres Zeugniß für den, welchen man ehren wollte, als für manchen andern ein wirklich errichtetes Denkmahl! Wie aber, wenn man jetzt einen ähnlichen Wunsch äusserte? Bey dem größten Theil unsrer jüngeren Leser und Leserinnen wär' es beynahe nöthig, daß man ihnen erzählte: Hagedorn

sey noch zu den Zeiten ihrer Väter unter die Lieblingsdichter der Nation gerechnet worden; Jüngling und Mädchen haben seine Lieder gesungen, der denkende Mann seine Sprüche der Weisheit auswendig gelernt, und der angehende Dichter nach ihm sich gebildet. In noch tiefere Vergessenheit gerathen ist Vater Opitz, obwohl er die deutsche Poesie, wie er in seiner biedern Sprache mit Recht von sich rühmt, zuerst in Schwang gebracht. Doch was rede ich von unsern längst gestorbnen großen Todten, da selbst die späteren, selbst unser Uz, welcher erst am Ende des letzten Jahrhunderts von uns schied, Deutschlands Horatz, wenn irgend einer diesen Namen verdient — da selbst er nur selten noch genannt und von wenigen gelesen wird?

Und woher diese sträfliche Gleichgültigkeit, dieser Undank, welchen ich, wenn er nicht gerügt werden müßte, lieber verschwiege, um ihn vor den uns beschämenden Nachbarn nicht kund werden zu lassen? Denn Frankreich, ungeachtet seiner, vielleicht zum Nachtheil des stärkern Ausdruckes, geründeten und

geglätteten Sprache, liest bis auf den heutigen Tag seinen alten Marot; das Ohr der so fein fühlenden Italiener hat sich für den rauheren Dante ni[illegible] verzärtelt, und vor allen gereicht es den Engländ[illegible] zum Lobe, daß sie unermüdet fortfahren, neue Au[illegible] gaben von ihren ältesten Dichtern zu veranstalten. Warum bleiben wir, die wir sonst alles um uns her nachahmen, hier, wo das Nachahmen Ehre brächte, zurück? Achten wir etwa den Genius, der u[illegible] Dichter beseelt, so gering gegen den Genius der Ausländer? Sind deutsche Gesänge nicht mehr werth, als daß sie den Mitlebenden tönen, und dann verhallen? Glauben wir das? oder ist es unsre Vielleserey, welche uns bey dem Bessern nicht verweilen läßt, sondern uns antreibt, immer, wo nicht etwas Neues, doch etwas Andres zu durchblättern? In der That ist dieses den Mehrsten zum Bedürfnisse geworden, entweder, weil bey ihnen das Lesen, als bloße Zeitverkürzung, mit dem Spiel abwechselt, oder, weil die von ihnen treulich befolgte Mode fordert, daß man mit jeder, bedeutenden oder unbe-

deutenden, litterarischen Erscheinung, so bald nur irgendwo eine Nachricht davon aufzuspüren ist, bekannt sey. Woher nähme man die Stunden für einen ältern Dichter, da man alles, was singt, anhören muß, und es der neuesten Bänkelsänger so viele giebt? Hierzu kommt eine falsche Idee von Neuheit, Kraft und Erhabenheit, die je länger je herrschender wird, und nach welcher man sich überredet, das goldne Zeitalter unsrer Dichtkunst habe seit wenigen Jahren erst seinen Anfang genommen; erst nun strahle der deutsche Lorber in einem Glanze, der den Ruhm eines Opitz, Hagedorn und seiner Zeitgenossen verdunkle.

Wenn es möglich wäre, allen unsern Journalisten, um sich vor dem Verrathe zu sichern, einen Wink zu geben, und ich rückte dann, anstatt die Meisterstücke jener Dichter zu empfehlen, einige derselben, ohne Namen der Verfasser, in mein Taschenbuch ein; so bin ich überzeugt, daß ein großer Theil unsrer emsigen Leser sie als etwas neues anstaunen, und die Originalität der Gedanken, den Schwung des

Geistes, so wie die Kühnheit des Ausdrucks, bewundern würde. Nach entdeckter Täuschung wagten sie es vielleicht und nähmen den alten Dichter selbst zur Hand, legten ihn aber, wenige ausgenommen, bey ihrem verwöhnten Geschmacke, bald wieder bey Seite. Die wenigen hingegen, welche die Geduld hätten, unsre Alten zu studieren, würden gewahr werden, daß ihnen bisher vieles neu geschienen, was deutsche Dichter schon vor mehr als hundert Jahren weit besser gesagt haben. Sie würden begreifen, daß sie oft für Originalität gehalten, was nur seltsam ist, leeren Wortschall für Gedanken, für Reichthum gleissende Armuth, Abentheuerliches für Wunderbares, und Uebertreibung für Größe. An manchem ihrer Ideale würden sie, betroffen, die Abweichungen von der edeln Einfalt der Natur bemerken; würden auch nicht mehr unsrer Sprache das zum Gewinnste anrechnen, was sie an classischem Werthe verloren hat, an der, den Griechen und Römern so unverletzlichen, Richtigkeit und Reinheit, die eben so den heutigen gebildeten Nationen insgesammt,

bis auf die unsrige, noch ein heiliges Gesetz ist. Nicht weniger müßte sie die Entdeckung befremden, wie selbst ihr Ohr durch die Gewohnheit sich dahin bringen ließ, daß es nicht selten Mißklang und Härte mit Wohllaut verwechselte *).

Ohne durch einen kleinen Betrug dieser Art sie anzulocken, hoffe ich, wenigstens einigen unser angehenden Dichter, deren Gefühl für das ächte Schöne noch unverdorben blieb, ein Verlangen nach der genauern Bekanntschaft mit den Werken jener ehrwürdigen Männer einzuflößen, die unsrer vaterländischen Poesie die Bahn brachen, damit sie die Werke derselben studieren, wie Virgil die Werke des alten, weit rohern Ennius. Wenn sie noch offenen Sinn haben für die stille Größe, für den einfachen Reitz, für die Klarheit, Leichtigkeit, und den eben so faß-

*) „Der Wohlklang in gesunden Ohren,
Die Sprache selber geht verloren,
Weil alle Scham verloren geht:
Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er solch
Deutsch versteht:"
sagte Uz im J. 1754. Was würd' er jetzt sagen?

lichen als bezaubernden Rhytmus eines Pindar, Horaz, und aller derer, die Athen und Rom durch ihre Gesänge verherrlichten, so werden sie bald einsehen, daß Opitz und Hagedorn jenen Sängern viel näher gekommen sind, als, ungeachtet ihres griechischen Sylbenmaßes und ihrer griechischen Construction, die mehrsten unsrer neuesten Dichter.

Die Aehnlichkeit der erstern mit den alten Griechen und Römern ist schon in der Art, die Dinge zu sehen und zu empfinden, unverkennbar. In allem, was diese und jene sangen, redet die Natur. Was sie darstellen, ist neu; aber darum nicht, wie durch eine Zauberformel, aus allen Elementen, aus Höhen und Tiefen, zusammengehohlt. Selbst die geistigen Wesen, die sie aus der Ober- und Unterwelt erscheinen lassen, steigen freywillig herauf und herunter, und nähern sich uns so, daß auch da, wo sie sich einmischen, alles menschlich und wahr ist. Auch finden wir nirgend in ihren Gedichten, wenn sie gleich über kleinere Thorheiten lachen und über größere die Geissel schwingen, den stolzen, wegwerfenden Ton mancher

Neuern; nirgend die üble Laune, das kränkelnde Gefühl — das, was uns mit andern Menschen, mit uns selbst, und mit der ganzen Natur unzufrieden macht.

Und worinn liegt die Kraft der alten classischen Dichter und der ältern Deutschen? In dem Gedanken an und für sich, und in dem passenden, die Sache versinnlichenden Ausdruck; in der Einfalt und Kürze, so wie in der Herzlichkeit, womit alles gesagt wird; nicht in Hyperbeln, in sonderbaren Wendungen, mühseliger Wortfügung; nicht im Gewagten und Halsbrechenden. Da ist kein Wörterprunk; aber an jeder Stelle das Wort, das dahin gehört — oft ein gemeines, durch den Begriff geadelt, oder den Gedanken eben dadurch erhöhend, daß es gemein ist. Da haben wir, statt üppiger Auswüchse, Fruchtbarkeit und Fülle; statt räthselhafter Dunkelheit, gemäßigtes Licht, und Leben und Anschaulichkeit überall.

Ob die Muse Recht habe, die unserm Uz, in seinem berühmten Traume, die Bildsäule des Opitz zeigt:

„Sieh! Opitz steht voran; sein Geist kennt keine
Schranken:
Natur ist, was er denkt, und, was er schreibt, Gedanken.
Er sang, unsterblicher Gesang!
Beseelt von einem sanften Feuer,
Noch rauh, doch männlich schön, in seine neue Leyer:"

Hierüber mögen einige Stellen aus dem alten Dichter zur Entscheidung dienen, welchen ich keinen Commentar beyfüge, weil ein solcher für die einen überflüssig, für die andern unnütz wäre:

In dem Lobgedicht auf den König von Pohlen sagt Opitz:

„Du würdest König seyn,
Und wäre nichts um dich, als dein Verdienst allein."

„Es hört so keiner auf, als du hast angefangen."

„Die Sonne muß stets gehen,
Der Himmel wälzet sich, die See kann nimmer stehen;

So, König, bist auch du; dein Sinn ist Himmel weit,
Ist als die Sonne klar, ist als die Meere breit,
Und denkt nicht einmal nach, in was Gefahr er rennet.
Also ein kühner Löw', in dem sein Herze brennet
Für Gunst zu seiner Zucht, der sorget stets und wacht,
Schleicht über allen Frost und Schnee bey stiller Nacht:
Sein Haar ist ihm bereift, es hangen an den Ohren
Die Zapfen von Krystall, die Klauen sind befroren;
Noch schaut er keine Müh und Last des Wetters an."

„Das Stehen der Trabanten,
Die Warnung vor Gefahr, die Aufacht der Bekannten,
Gewehr und Waffen, Herr! die sind für ein Gemach,
Da ein Tyranne sitzt, nur oftermahls zu schwach.
Der kann nicht sicher seyn, vor dem nichts sicher bleibet,
Der Blut zur Losung hat, Blut redet und Blut schreibet,

Und säuft es in den Hals: Er fürchtet, die er kränkt,
Traut auch dem Degen nicht, der ihm zur Seiten
hängt."

„Hier (in deinem Reiche) mag jedermann im
Gottesdienste leben,
Wie sein Gewissen weiß; mag seine Hände heben
Zu dem, der Euch nicht mehr vertrauet als die Welt,
Und seiner Ehre Recht für sich allein behält."

In seinem Vesuvius haben folgende Verse mir des Auszeichnens würdig geschienen:

„Alsdann kann erst ein Mensch sich einen Men-
schen nennen,
Wann seine Lust ihn trägt, was über uns, zu kennen,
Steigt Eifersvoll empor, und dringt sich in die
Schooß
Und Gründe der Natur; da geht sein Herze los;
Lacht von den Sternen her der Zimmer, die wir
bauen,

Des Goldes, welches wir tief aus der Erde hauen,
Wie auch der Erde selbst."

Das Gedicht: Vielgut, beschließt er so:

„Ein weiser Mannes-Muth will über Unglück siegen,
Begehrt den Feind zu sehn; er steht, wenn alles fällt —
Er kann mit großem Herzen
Vernichten Furcht und Trost, zertreten Noth und Schmerzen,
Stirbt ab der Sterblichkeit, ist seines Lebens voll,
Und hoffet auf den Tag, an dem er wandern soll."

Dieser Muth kommt daher, daß der Leib nichts über die reine Seele des Weisen vermag, über die Seele,

„welcher Gluth
Nach ihrem Himmel steigt, wie sonst ein Feuer thut,
Das freye Luft bekömmt, die nicht ihr Gut aus Sachen

Erzwingt, so sterblich sind, und gleichfalls sterblich machen;
Die alles Gut und Lust nur in sich selber sucht. —
Dies Gut ists, was ihm hier ein frommer Sinn begehret,
Und was das höchste Gut nach Wünschen ihm gewähret,
Derselbe, dem er Gut und Leben in die Luft
Mit allem Willen streut, und kommt, sobald er ruft."

In der Zuschrift an einen Burggrafen heißt es:

"Ein Geist, der Ehre sucht, muß etwas weiter ziehn,
Denn, wo der Gränzstein liegt: Drum bist du ausgerissen,
Als wie ein junger Löw' —
Und wie ein Adler thut, der nicht läßt ungeflogen,
Wiewohl er kümmerlich erst jetzt hat ausgekielt,
Und noch der Nordwind nicht mit seinen Federn spielt."

Einem Edelmanne, mit dem er von seinen Ahnen geredet hat, sagt er:

„Die Bilder, die hier stehen,
Von welcher wegen du pflegst oben an zu gehen,
Die rufen auf dich her, und schauen, was du thust.“

Wehe thut es mir, daß ich auf diese wenigen Stellen mich einschränken muß, da mir überall etwas begegnet, das von der Vortrefflichkeit des Sängers zeugt. Und seine Trostgedichte, welche den Geist so mächtig heben! so voll Weisheit und Salbung! Sie endigen mit einem Gebethe:

„Bind' uns mit deiner Hand stark an den Himmel an;
Auf daß wir nicht vergehn, gieb uns in diesen Schmerzen
Ein freundliches Gemüth und königliche Herzen“!

Der Spur des altdeutschen, biedern Opitz folgte Hagedorn, der Sänger der Liebe, der Freude, und der Weisheit; weniger kräftig im Ausdruck, als sein Vorgänger — wie denn jede Sprache durch allmähliche

Verfeinerung von ihrer ursprünglichen Stärke verliert — aber gebildeter, edler, wohlklingender; gleich gefällig, als lehrender, erzählender und lyrischer Dichter.

In seinen Lehrgedichten athmet durchaus Horazischer Geist; in jedem derselben vernimmt man den Ton seines Lieblings und Vertrauten, den er in den Büschen am Blandusischen Quell als Jüngling schon belauschte, und die süßesten Geheimnisse der didaktischen Muse ihm ablernte. Eben die, bald epikurische, bald stoische Philosophie, eben der lachende, wohlgezogene Satyr, und die anspruchlose Manier, und der leichte Gang des Verses!

Noch entzückt es mich, wie einst in meiner frühesten Jugend, wenn ich in seinen Wünschen die Verse lese:

„Wer dieß von Weisen lernt, sein eigner Freund zu werden,
Mit der Versuchung nicht sich heimlich zu verstehn,

Der ist — ihr Großen, glaubt's! — ein großer Mann
auf Erden,
Und darf Monarchen selbst frey unter Augen gehn."

Noch fühle ich, wie damahls, die ganze Würde des Menschen, mit eben der hohen Wonne, wenn er in seinem Weisen mir den wahrhaftig großen Mann darstellt:

„Ein solcher kennt die Eitelkeit der Würden,
In die das Glück zu selten Kluge steckt.
Ihn rühret nicht der Ausputz hoher Bürden;
Ihm strahlt kein Stern, der kleine Herzen deckt.
Der Geist, durch den ein Cato groß geworden,
Fährt in kein Band, und ruht auf keinem Orden. —
Die Einfalt lobt, was Vieler Stimmen loben,
Die Menschenfurcht, was sie nicht stürzen kann. —
Die Schmeicheley legt ihre sanften Bande,
Ihr glattes Joch nur eiteln Seelen an.
Unedler Ruhm und unverdiente Schande,
O waget euch an keinen Biedermann!

Führt im Triumph die Blöden, die nichts wissen,
Und, was sie sind, vom Pöbel lernen müßen!
Ruhm, Ehre, Lob, (wie wir den Beyfall nennen,
Den alle Welt Verdiensten schuldig ist),
Euch kann uns nur die Weisheit zuerkennen,
Die unsern Werth nicht nach dem Ansehn mißt;
Ihr Ernst verscheucht die Künste kleiner Meister;
Ihr Geist ist stark, und geht durch alle Geister."

Hagedorns Erzählungen ist von Einigen Weitschweifigkeit vorgerückt worden; aber Weitschweifigkeit ist nur da, wo mit vielen Worten Weniges gesagt wird; nicht da, wo der Erzähler, wie der französische la Fontaine, dann und wann seiner Laune sich überläßt; anmuthige Nebenideen mit einflicht; Bilder, die gefallen können, ausmahlt; kurz, den Zuhörer unterhält. Welch ein treuherziger Ton, welche Naivetät in dem muntern Seifensieder, dem Falken, u. s. f. Und mit welchem eignen Geiste benutzt er die Erfindungen der Ausländer, so daß er in seiner Nachahmung immer noch Original, und immer noch Deutscher ist!

Von seinen fröhlichen, aus einem Herzen, welchem innig wohl dabey war, gesungenen Liedern, schäme ich mich etwas zu sagen, da mein Freund Matthisson erst in der lyrischen Anthologie daran erinnerte.

Daß Hagedorn, eben so wie Opitz, manche Fehler seines Zeitalters an sich trage; daß unsere Poesie nach ihm an Würde des Ausdrucks, an Gleichheit des Tons, Ründung, kühnen Wendungen, welche die Richtigkeit der Sprache nicht verletzen, und an derjenigen Kürze, die aus dem Zusammendrängen der Hauptvorstellungen entspringt, vieles gewonnen habe, wer dürfte das läugnen, ohne sich selbst alles kritische Gefühl abzusprechen? Ich ermahne deswegen den angehenden Dichter, den ich an Opitz und Hagedorn wies, eben so ernstlich, von jenen Dichtern zu den beßten unter den neuern zurückzukehren, und von ihnen zu lernen, so wie ich in meinem Alter noch täglich von ihnen zu lernen suche. Nur bleib' er getreu der hohen Einfalt, die er aus der Schule der ältern Deutschen mitbrachte; gestatte sich nicht

gewisse Abweichungen, die man Unrecht hätte, auch den berühmtesten Namen zu verzeihen, wenn sie nicht durch andere Trefflichkeiten vergütet würden; und hüte vor allen Dingen sich vor dem Volke der heutigen Nachahmer, das, wenn nicht unsre kritischen Wächter ihr Amt verwalten, in kurzem, mit der deutschen Sprache, die wahre Dichtkunst zu Grunde richtet!

An meine Geschwister.

Zwar schnitt ich manchen Mädchennahmen —
Dem Jüngling war es zu verzeihn —
Wenn Blatt und Blüthe wiederkamen,
In Linden oder Buchen ein;

Jedoch vergaß ich Buch und Linde
Weit eher, als den Nahmenszug
Der Mutter, in des Bäumchens Rinde,
Das ihre Lieblingsäpfel trug. *)

Im Schatten stand es da, bescheiden,
Gleich ihr, und ohne Früchte nie,
Ach! aber bald nach ihrem Scheiden
Fieng es zu trauern an um sie.

---

*) Es war meine zweyte Mutter; den Nahmen der Stiefmutter verdiente sie nicht.

Nur Blätter wollt' es ferner tragen;
Schon war die Axt der Wurzel nah;
Kaum retteten noch meine Klagen,
Mein Flehen ihm das Leben da.

Und als der letzte Zweig ihm dorrte,
Und als es niedersank, da blieb —
Ihr hörtet meine Trauerworte! —
Die leere Stelle mir noch lieb.

Anakreons Tod.

Nach dem Lateinischen des Cälius.

Weiser Alter! Dich sandt' hinab der Kern einer Traube,
Ach! auf ewig den Weg schließend dem Schwanengesang.
Epheuranken, umschlingt sein Grab, umschlingt es, ihr Lorbern!
Duftet, ihr Rosen, dort, ohne zu welken um ihn!
Aber die Rebe sey fern! Der Weingott selbst hat die Rebe
Weniger lieb, seitdem sie seinen Sänger geraubt.

Der Alte an die Rose.

Im July 1805.

Könnte Zephyrs Hauch,
Wie die Nachtigallen, auch,
Holde Rose, dich beleben;
Könnte, zu Lust und Schmerz,
In den Busen ein pochendes Herz
Dir die allgewaltige Liebe geben;
O du würdest, weggewandt,
Vor des Greises nahender Hand
Schnell zurück in deine Hülle beben.
Nur ein blühendes Angesicht,
Das der Jugend Locken leicht umwallen,
Kann der lachenden Rose gefallen.

Aber doch entehren dich nicht
Seines Lobgesangs bescheidne Töne,

Wenn das Alter auch noch deiner Schöne
Jugendlich sich freut;
Wenn sich dann der ersten Spiele
Unter Blumen, dann der seligsten Gefühle
Süßes Angedenken ihm erneut;
Wiederkehrt so manche längst vergeßne Stunde,
Die, von Nymphen umtanzt, vom Lenze gekrönt,
Zauberworte sprechend über jede Wunde,
Mit des Lebens Dornen ihn versöhnt.

Blühe denn fort in deinen Wonnetagen,
Von dem Mutterzweige sanft getragen;
Schmücke das Feld, durchdufte den Hain;
Harre dem dich suchenden Jüngling entgegen!

O der Glückliche! mög' er dein
Mit der zartesten Sorge pflegen;
Möge sein Herz, wie du in deiner Einfalt, rein,
Und, wie du, im Schutze der Grazien seyn!

Vor dem letzten Dämmerschein
Laß mein Auge noch an dir sich weiden;
Neben dir, du Liebliche, laß mich stehn,
Und, voll hoher künftiger Freuden,
Nicht mein nahes Grab, nur meinen Himmel sehn!

Ueber Gelegenheitsgedichte.

Die mehrsten unsrer Kunstrichter fangen an, auf jedes Gelegenheitsgedicht, mit welchem Nahmen sie fast alles belegen, worüber irgend eine Veranlaßung steht, mit einer stolzen Verachtung herabzusehen, und es kaum einer Anzeige zu würdigen. Der größte Theil der Leser, gewohnt, ihnen nachzusprechen, wirft daher auf solche Verse nur einen flüchtigen Blick; und dem Verfasser, dessen Lied für denjenigen, den er besingt, einen doppelten Werth hätte, wenn Mehrere sich darüber freuten, ist die Hoffnung hierzu geraubt. So wird, je länger je mehr, eine Gattung von Gedichten vernachläßigt, die eben so natürlich als reichhaltig ist, und deßwegen bey den Alten in Ansehen war.

Daß in einer gewissen Periode dieses Ansehen unter uns fiel, geschah mit Recht; aber nicht die

Gattung hatte das verschuldet, sondern die Art, sie zu behandeln.

Es war eine Zeit, wo keiner, der als Dichter bekannt war, umhin konnte, seinen Gönnern und Freunden, bey Trauungen, Kindtaufen, und Leichenbestattungen, mit einigen poetischen Zeilen aufzuwarten. Von diesem Gedichte verlangte man, daß es sich durchaus mit dem Besungnen beschäftigte, und, zur Ausschmückung seines Bildes, alle öffentlichen und Privat-Tugenden, die er hätte besitzen sollen, herbeyriefe. Hierzu kam, bey den Vornehmern, der damalige steife Ton, nach welchem ein Glückwünschender sich von dem Ceremoniell nicht entfernen durfte, so, daß er, selbst in seinen Versen, da stand, wie im Vorgemache, mit dem Hut unter dem Arm. Oft wär' es auch dem hohen Gönner schwer geworden, den Dichter zu erreichen, wenn dieser sich aus der gemeinen Sphäre hinaus gewagt hätte. Uebrigens war der gesellschaftliche Umgang noch nicht der feinste; jedes Lob mußte laut ausgesprochen, jeder Scherz, wenn er wirken sollte, ziemlich derb und auffallend seyn.

Schon die Menge solcher Gedichte, zu denen ihr Verfasser, unter jenen Einschränkungen, sich genöthigt sah, ließen weder eine besondere Neuheit der Gedanken, noch eine mühsame Feile zu. Das zweyte Buch der poetischen Wälder von Opitz ist ganz den Hochzeiten, und das dritte den Leichenbegängnissen gewiedmet. Wie konnten sie zuletzt anders, als zu Gemeinörtern — welches Wort mir Adelung lassen muß, bis er mir ein besseres dafür giebt — ihre Zuflucht nehmen? Hier unterliegt selbst das Genie des Gedankenreichen Opitz, und selten findet man in diesen seinen Werken eine Stelle, die man anzeichnen möchte.

Was hatte man vollends von Dichtern zu erwarten, deren Geist, auch in seinem freyesten Flug, in den niederen Regionen blieb? Wenn der, in jeder anderen Hinsicht ehrwürdige, Triller ein Trauergedicht, worinn er das Leben mit einer Schiffahrt und den Tod mit einem Hafen vergleicht, also beschließt:

„Die Grabschrift auf dem Leichenstein
Soll unterdessen diese seyn:
Wir lassen hier die Bretter liegen,
Und wissen, daß der Schiffspatron
(Die Seele meynen wir) davon
Im Port der Freuden ausgestiegen:"

So ist es wohl zu begreifen, warum der bloße Titel eines Leichen-Carmens jeden Leser von Geschmack wegscheuchte. Viele hingegen, welchen bis dahin ihre Schüchternheit nicht erlaubt hatte, sich unter die Poeten zu mischen, wurden zu einem Versuch' aufgemuntert, indem es ihnen nicht unmöglich schien, etwas hervorzubringen, das einem solchen Ideale sich näherte. Sie lernten Sylben zählen, nothdürftig reimen, und traten ebenfalls, bey feyerlichen Gelegenheiten, als Gratulanten oder Leichensänger auf. In Kurzem wurde diese Poeterey zu einer neuen Erwerbsquelle; und wer konnt' es einem armen Musensohn verdenken, wenn er in seinen Freystunden, um nicht zu verhungern, ein so leichtes, mit keinen Nebenkosten verbundnes Handwerk trieb?

Basedow erzählte einst, in meiner Gegenwart, an einer großen Tafel, weil ihn die Erinnerung daran noch immer belustigte, daß er in seiner ersten Jugend durch eben diese Hantierung manchen Gulden gewonnen, und zwar, nach dem höheren oder geringeren Preise des bey ihm bestellten und bedungenen Gedichtes, entweder auf die erste, oder auf die zweyte Seite eines Folio-Bogens unten einen Strich gemacht, bis zu dem Striche hin geschrieben, und dann jedes Mahl sein Carmen geendigt hätte.

Sehr viele, die nicht mit dem Genie eines Basedow begabt waren, lebten fast einzig und allein von dergleichen Reimereyen, wie des Zachariä Speront, den der Pudergott so sinnreich in eine Sternschnuppe verwandelt. Kurz, es gab förmliche Verse-Fabriken; die Gelegenheitsgedichte waren zu einer Sache des Luxus geworden; wer selbst nicht reimen konnte, befand sich in der Nothwendigkeit, von einer fremden Hand etwas verfertigen zu lassen, das er an einem festlichen Tage seinem Patron überreichte. Da ließen die Speronte denn alle Musen

sich zu einem Mäcen herab bemühen, der wenig von ihnen wußte; das Hochzeitlied fiengen sie an mit dem Pfeile des Cupido, und schlossen es mit der Wiege; und im Trauergesang hüllte sich die ganze Natur in schwarzen Flor und Boy, obgleich dem Sänger, welchem bereits das zu hoffende Silberstück entgegen lachte, wohl dabey zu Muthe war.

Kein Wunder, daß die besseren Dichter nun den größten Widerwillen empfanden gegen alles, was einem Gelegenheitsgedichte ähnlich sah; daß jeder von ihnen sich geschämt hätte, mit den besoldeten Reimern das mindeste gemein zu haben! Unter Hagedorns Gedichten findet man, außer dem witzvollen satyrischen Leichen-Carmen auf Herrn Jost, kein einziges jener Art. Von Haller haben wir zwey Hochzeitgedichte — die Oden auf den Tod seiner beyden Gattinnen gehören nicht hieher — aber in der Vorerinnerung zu dem einen verwahrt er sich gegen diejenigen Leser, die seinen Glückwunsch mit den gewöhnlichen vermengen könnten, und das

zweyte beginnt er mit einem: Procul este profani, das er den unberufenen Dichtern zuruft:

„Ist für euch Lärmer denn kein Richter?
Sorgt niemand für ein kennend Ohr?
Die Gasse schnarrt von feilen Leyern,
Ganz Deutschland quillt mit nüchtern Schreyern,
Auch Frösche sind nicht so gemein."

In der That wurde die Hochzeit=Tafel jedes, nur einigermaßen begüterten, Bürgers dergestalt mit Gratulationen überschwemmt, daß der Hochgepriesene Bräutigam die mehrsten derselben, gleich den Visiten=Karten, blos ansah, und bey Seite legte. Darum ergieng es endlich den Gelegenheitsgedichten, wie allen Artikeln des Luxus; sie kamen aus der Mode, hielten also keinen guten Dichter mehr ab, denen, die er liebte und ehrte, bey fröhlichen und traurigen Begegnissen sein Mitgefühl zu singen.

Und was könnte wohl einen des Gesangs würdigeren Stoff darbieten, als die wichtigsten Scenen des menschlichen Lebens: Geburt, Verehlichung,

Tod? Was einen angenehmeren, für jedes Herz interessanteren, als Familien-Verhältnisse, häusliche Feste, gesellschaftliche Freuden? Die verschiednen Arten der Verbindung, worinn ein Dichter mit verschiednen Menschen steht; die besondere Lage, die Ansichten, Gefühle, Launen eines jeden unter diesen, gewähren demjenigen Mannigfaltigkeit genug, der Gebrauch davon zu machen weiß. Oefters kann er gewisse Charakterzüge derer, die er besingt, durchschimmern lassen, und uns, gleich dem Maler, ein Bild liefern, das, wenn wir auch das Original nicht kennen, etwas anziehendes für uns hat, weil wir eine Meisterhand darinn entdecken, und ihm ansehen, daß es getroffen seyn muß.

Sind etwa die erwähnten Vorfälle des Lebens; ist der Schwur der Verlobten, einander treu zu seyn bis an ihr Ende; der Augenblick, da ein Vater das kaum geborne Kind an seine Brust drückt; der letzte Segen des Scheidenden; ist alles das abgenutzter, als Sonne, Mond, Frühling, Seufzer des Verliebten, u. dgl. m.? Es fragt sich, ob das Gedicht gut ist,

als Gedicht. Sey der Inhalt, welcher er wolle! was der Genius anhaucht, das lebt und gefällt; wo sein Athem die Schöpfung nicht beseelt, da bleibt sie öde und leer, da blüht und befruchtet sich nichts. In den obigen Versen von Haller darf man nur die feile Leyer in eine Alltagsleyer umändern, und sie passen auf eine Menge unberufener Dichter; unberufen, obwohl sie zum Singen keine Gelegenheit abwarten, sondern ihren Stoff aus der Luft greifen. Immer ist mir das schlechteste Hochzeitgedicht von Opitz lieber, als die Herz- und Gedankenlosen Sonette, die man seit einiger Zeit uns vorklimpert, die — um ihren Verfassern für die Spielerey mit Reimen ein Wortspiel zurückzugeben — den ehemaligen deutschen Nahmen Kling-Gedicht im eigentlichsten Verstande verdienen, und nicht mehr sind, als ein Schlitten-Geläut, welches anzeigt, daß ein Vorbeyfahrender sich ein frostiges Vergnügen macht.

Wie gern, und mit welcher Weisheit die Dichter des Alterthums jede Veranlassung zum ernsten Gesang oder zum scherzhaften Liede benutzen, ist allen Ken-

nern derselben bewußt. Pindars, des Unnachahmlichen, Gesänge, was sind sie anders, als Gelegenheitsgedichte? Noch dazu ist die Gelegenheit überall eben dieselbe: Sieg in den Kampfspielen. Und doch, welche Fruchtbarkeit! Gerade das Individuelle, das Locale, was dergleichen Gedichten eigen ist, gab dem Griechen die Neuheit, wodurch er entzückt. Das Vaterland, der Geburtsort des Siegers, das Geschlecht von welchem er abstammte, der kleinste ihn betreffende Umstand diente dem Sänger zur Bereicherung seiner Einbildungskraft, und setzte diese in Bewegung, bis sie zu anderen, immer höheren Gegenständen ihn mit sich fortriß.

Hätte nicht der Römer Manlius mit seiner Julia sich verbunden, welch ein Verlust! Denn dieser Hochzeit verdanken wir Catulls unübertreflichen Hymenäischen Gesang. So müßten wir zwey der schönsten Elegieen von Tibullus entbehren, hätt' er nicht des Messala und des Cerinthus Geburtsfeste gefeyert *).

*) L. I. El. 7. II. 2.

Vorzüglich hat unter den Alten sich Horaz von der Gelegenheit begeistern lassen. Groß ist die Anzahl der durch besondere Vorfälle veranlaßten Oden, in welchen er bald die Siege des Augustus, bald den Geburtstag seines Mäcens besingt; an der Urne des Quinctilius trauert; dem Virgil eine glückliche Schiffahrt wünscht; einen zurückkehrenden Freund bewillkommt; den Kranken tröstet; die Haus-Capelle der Glycera weihen hilft; seinem Gönner ein kleines Mahl bereitet; Mädchen, mit und ohne Leyer, auf sein Landgut einladet u. s. w. Eben diese Oden mußten nothwendig dadurch mehr Wahrheit und Leben erhalten, daß wirkliches Gefühl, wirklicher Genuß zum Grunde lag. Selbst aus geringscheinenden Anläßen, die wohl nicht leicht einem anderen lyrischen Dichter einen Vers abgewonnen hätten, wußte Horaz Vortheil zu ziehen. In einer Ode verwünschet er den, bey dem Mäcen genossenen, Knoblauch; und wieder in einer weissagt er einem Freunde, der auf dem Lande wohnt, stürmisches Wetter und Regen auf den folgenden Tag, an welchem

ihn vermuthlich der Weissagende besuchen wollte, und ermahnt ihn, den Herd mit trocknem Holze zu versorgen, und sich mit der Weinflasche und einem Spanferkel gütlich zu thun. *)

Um den Feinden der Gelegenheitsgedichte die letzte Ausflucht zu benehmen, könnte ich noch der Beyspiele genug aus unsern eignen Dichtern, und zwar aus den vortreflichsten, anführen; aber wär' es nicht eine allzu kränkende Demüthigung, wenn ich glaubte, daß Sie nicht von selbst der herrlichen Ode von Uz: Auf Kleists Tod, der Jahresfeyer, des Gesangs an Hymen und an die Liebe, von Ramler, so wie der vielen, gewiß unsterblichen Gesänge dieser Art, von Klopstock, Pfeffel, Voß, den Brüdern Stolberg, und anderen, die werth sind, nach diesen genannt zu werden, sich erinnerten?

Bey der öffentlichen Mittheilung solcher Gedichte muß man allerdings behutsam seyn, und sich nicht auf den Beyfall verlassen, der ihnen etwa in dem Zirkel, für welchen man dichtete, zu Theil wurde.

*) L. V. Od. 3. III. 17.

Oft sind Localitäten darinn, die für das Publikum verschwinden, oder das Interesse derselben hängt von den besonderen Verhältnissen und individuellen Empfindungen einiger Wenigen ab. Diese müßen im engeren Familien- oder Freundeskreise bleiben. Genug, wenn sie hier wohlthätig wirken, hier aufbewahrt werden, als heiliges Pfand der Liebe, als schönes Denkmahl eines frohen Tages! Denn Schönheit ihm zu geben, muß der Dichter bemüht seyn, obwohl es nur Wenigen geweiht ist.

Der liebt die Schönheit nicht, wer in seinem kleinsten Werk, und sollt' er es im Verborgnen für sich allein aufstellen, sie wissentlich verläugnen kann!

Der öffentliche Ausrufer

an die Einwohner von Freyburg.

Am 1. Jenner 1806. *)

Wenn unser wohlbestallter Wächter
Von seinem Thurm dieser guten Stadt
Zum neuen Jahr gesungen hat,
So dünkt ein andrer sich nicht schlechter,
Der auch in Amt und Pflichten steht,
Und oft, von rauhen Winden umweht,
Mit seiner Stimm' in allen Gassen
Sich früh und spät muß hören lassen.
Daß einige Klafter höher, als ich,
Der Wächter haust, was kümmerts mich?

---

*) M. s. oben, S. 166. den Neujahrswunsch des Thurmwächters.

Er schaut aus seinem Fensterlein
Herab, und ich hinauf: Da sehen
Wir beyd' einander eben klein;
Denn, wer auf Thürmen sich groß will zeigen,
Muß größer, als unser einer, seyn.
Mag mich deswegen nicht versteigen;
Verrichte mein Aemtchen, so gut ich kann,
Und denke, daß für jedermann
Es sichrer ist, auf der Erde zu bleiben,
Als in der Luft sein Wesen zu treiben.
Was hilft so manchem sein kühner Flug?
Er ist, mit Menschen zu verkehren,
Zu hoch, und doch nicht hoch genug,
Die Engel im Himmel singen zu hören.
Der Thürmer dort, im Nebel versteckt,
Wird nur von Dohlen und Raben geweckt.
Indeß thut jeder, was ihm gefällt,
Und jedem gönn' ich seine Launen;
Der eine läßt vor sich her posaunen,
Der andre pfeift sich durch die Welt
Und lebt mit seinem Lose zufrieden;

Ists einem dritten, wie mir, beschieden,
Sich durchzutrommeln, so kürzt er den Tag
Und bannt die Grillen mit wechselndem Schlag.
Vergnügt mit sich, von Mißgunst frey,
Wünscht er, daß Alles glücklich sey.

Drum wünsch' ich Allen, Allen hier
Von jedem Stand' und Orden,
In meiner Einfalt das, was mir
Von Glück zu Theil geworden.

Nicht zwar mein abgetragnes Kleid,
Nicht meine Trommel eben;
Allein, in dieser harten Zeit,
Mein Kummerloses Leben.

Die Meisten wollen hoch hinan,
Und was die Schwindler denken,
Das reimen die Poeten dann
Uns zu Neujahrsgeschenken;

Doch ist und bleibt zufriedner Sinn
Die köstlichste der Gaben;
Der läßt bey dürftigem Gewinn
Uns keinen Mangel haben;

Der lehrt mit klugem Vorbedacht
Die Reicheren genießen,
Die leider oft, vor lauter Pracht,
Ihr Haus verganten *) müßen;

Giebt Trost dem Bürger, der sich härmt,
Wenn die bethränte Steuer
Er dargebracht, und stumm sich wärmt
An seinem kleinern Feuer.

Daneben wünsch' ich, daß man sich
Ermann' in unsern Tagen,
Der Wahrheit treu, sie öffentlich,
So laut als ich zu sagen;

*) Versteigern.

Daß überall in jeder Brust
Der Bürgergeist erwache,
Und man, zu seiner eignen Lust,
Dem andern Freude mache.

Mit eignem Jubel seh' ich so
Der Knaben muntern Haufen,
Wenn, auf den Schall der Trommel, froh
Sie mir entgegen laufen.

Und o wie treibt die Freude mich
Dann fort in raschen Sprüngen,
Kann ein verlornes Hündchen ich
Den Kindern wiederbringen!

Wünsch' aber auch, wie sichs gebührt,
Daß jeder wiederfinde,
Was er Getreues sonst verliert,
Und was ich nicht verkünde!

Und — zum Beschlusse seys gesagt!
Das man im neuen Jahre,
Was man nicht auszutrommeln wagt,
Sorgfältiglich bewahre!

An die Herren, welche schwarze Mäntel tragen.

Ehrwürdig ist der Mantel, der euch ziert;
Ihn zu verspotten wäre Sünde;
Doch tragt ihn auch, wie sichs gebührt,
Und hängt ihn niemahls nach dem Winde!

An meinen Zeisig.

(Am Geburtstage meines Arztes, im Februar 1806.)

Singe du, statt meiner!
Stimme, lieber Kleiner,
Froh dein Waldlied an!
Froher, lauter, freyer,
Als des Barden Leyer
Jetzt ertönen kann!

Du, im sichern Häuschen,
Hüpfest, gutes Zeischen,
Unbesorgt umher;
Schläfst im Abendschimmer
Ruhig ein; denn nimmer
Ist dein Becher leer.

Mag der Adler rüstig,
Mag der Sperber listig,
Aus zum Raube ziehn,
Hoch der Geyer schweben,
Dem die Vöglein beben,
Und in Klüfte fliehn;

Fern ist ihre Klage,
Bey dem Flügelschlage
Des Verfolgers, dir;
Lebst nur, dich zu freuen;
Des Gewalt'gen Dräuen
Hörst du nicht, wie wir.

Ach! der alten Zeiten
Glück entschwand; die Saiten
Rührt ein Deutscher Mann
Trauernd nur! Statt meiner,
Künde, lieber Kleiner,
Du den Festtag an;

Ihm gebührts vor allen,
Daß ihm Lieder schallen,
Frühlingskränze blühn;
Meine schönsten Feste,
Meiner Tage beste
Knüpft ein Gott an ihn!

Sing' uns weg die Sorgen!
Ist doch der geborgen,
Der, vergnügt wie du,
Sich im Stillen nähret;
Jede Zeit gewähret
Freyheit ihm und Ruh.

Hier, in unsrer Mitte,
Wird die alte Sitte
Nur umsonst bedroht;
Was, den Muth zu stählen,
Glüht in Männer=Seelen,
Tilgt kein Machtgeboth.

Beylage zu einem Häubchen, mit welchem ein Gatte seiner Gattinn ein Geschenk machte.

Das Häubchen und der Männerhut,
Von denen wir manch Abenteuer lesen,
Sind oft im Streite schon gewesen.
Wenn diesen gleich ein angebohrner Muth
Gebietrisch in die Augen drückte,
Und jenes nur die Stirn mit Anmuth schmückte,
Nicht selten auch im leicht gelockten Haar
Ein bloßes Spiel der Mode war;
So zählte doch, im sonderbaren Kriege
Der Stärke mit dem Reitz, das Häubchen viele Siege,
Weil unter ihm ein holdes Augenpaar,
Ein Rosenmund, ein schlauer Blick, Gefahr
Dem allzu sichern Kämpfer brachte,

Und weg den Trotz von seinen Lippen lachte.
Wo blieb der Heldengeist? die Waffen wurden stumpf;
Es führte so den Hut das Häubchen im Triumph.
Und wehe dem, der, wenn auf zarten Wangen
Ihm Schönheit winkt, zu stolz und männlich thut!

Ob, als noch feuriger das Blut
Mir wallte, meinem runden Hut,
Und selbst dem eckigen, es eben so ergangen,
Verrath ich nicht — genug, daß oftmals der Gewinn
Hier dem Besiegten fällt!

Nimm dieses Häubchen hin!
Die Liebe giebts, und Liebe wird es tragen.
O möge dir es hier und dort
Ein leises, gern gehörtes Wort
Von mir, von längst entschwundnen Tagen,
Und unsern ersten Freuden sagen!

Weibliche Würde.

Gern, meine gnädige Frau, wollte ich meine Gedanken hierüber, wie Sie es wünschen, den Leserinnen der Iris mittheilen; denn nicht nur in meiner Jugend erschien mir die Weiblichkeit von einer sanften Glorie umgeben, sondern noch seh' ich sie in eben dem reinen, wohlthätigen Lichte. Wie ich damals trauerte, wenn jene Glorie mir im Nebel verschwand, so traure ich noch, wenn ich, nach so mancher Täuschung, von neuem getäuscht werde, und statt meines Ideals eine gewöhnliche Weibergestalt vor mir da steht. Aber zu wem soll ich reden? Des Gemeinen ist schon zu viel über diesen Gegenstand gesagt worden, und wer das Höhere faßt, der bedarf desselben nicht. Die Edleren Ihres Geschlechts fühlen ihre Würde, vor deren kleinster Verletzung eine zarte, nie schweigende Stimme in ihrem Innern,

besser als aller Zuruf der Redner und Dichter, sie warnt. Für die minder edeln, aber doch gebildeten, die wenigstens einen Sinn haben für das, was die Achtung der Achtungswerthen erwirbt, für sie giebt es der Sittenlehrer genug, welche ihnen ihre große Bestimmung vorhalten, und der Sänger genug, welche die erhabnen Weiber der Vorzeit ihnen anpreisen. Auch begegnet ihnen hier und dort eine aus der kleinen Zahl der Auserlesenen, in deren stillen Gang die Würde des Weibes sich offenbart, und deren Blick, mächtiger als Wort und Lied, die Seele heben kann, die einer Erhebung fähig ist. Viele — Sie wissen es, meine Gnädige — setzen die Würde darinn, daß sie, ihres Rangs und Standes eingedenk, in jede Gesellschaft mit einem sich nimmer vergessenden Stolz eintreten, und durch kaltes Herabsehen, nicht das Gemeine, sondern nur das weniger Vornehme von sich entfernen. Eine andre Würde verlangen sie nicht. Sie begnügen sich mit der äusseren, ob diese gleich, ohne die innere, bloßes Geberden-Spiel ist, das den Schwachen,

Unerfahrnen eine Zeitlang betriegt, dem Klügern nichts von Ehrfurcht abgewinnt, und den schlauen Verführer auffordert, die stolze Schönheit durch seine feinsten Künste zu entwaffnen. Innere Würde, wer die von einer solchen Dame begehrt, setzet ihrem, wo nicht lauten, doch leisen Spotte sich aus. Da müßte sie ja die Pflichten des Weibes in ihrem ganzen Umfang erfüllen; müßte ihren Launen die Vernunft entgegensetzen, sich mäßigen in der Freude, in der Betrübniß und im Zorn; müßte besonnen seyn in allem Reden und Thun; hätte zu fürchten, daß ein Lächeln ihren Seelenadel entweihte, ein leichtfertiger Putz sie entehrte; über sich selbst zu wachen hätte sie, mitten unter Spiel und Tanz. Woher nähme sie die Zeit? Und wo bliebe der gesellschaftliche Ton, das Verweilen bey artigen Kleinigkeiten und das Hinweggleiten über das Große? Wo der neckende Muthwille, die rechts und links verschwendete, nichts bedeutende Schmeicheley, und die bedächtliche Unbedachtsamkeit, mit der so reizenden, künstlich nachgeahmten Zerstreuung? Könnte die Weltdame wohl,

wenn die Mode von der Schaam ein Opfer begehrt, ohne lächerlich zu werden, sich dessen weigern? Wie manche Verläugnung! Sie muß aufhören zu seyn, was sie ist. Und eben dadurch giebt sie den Spötteleyen der mehrsten Damen sich Preis, und nur wenigen Männern wird sie gefallen; denn wahre weibliche Würde schätzet der allein, der selbst Würde hat.

Sie werden mir gestehen, daß es Entheiligung wäre, denen das Köstlichste anzubieten, die ihre Armseligkeiten zu theuer achten, um sie für dieses Köstlichste hinzugeben.

So, meine Verehrteste, habe ich von jeher über weibliche Würde gedacht. — Sie lächeln? Vielleicht, weil Sie glauben, daß manche meiner Lieder, zumahl die früheren, mit einer so hohen Meinung von dem Werthe des Weibes nicht völlig zusammenstimmen? Freilich scheint eben dieses Lächeln zu sagen, daß eine junge Dame solche kleine Sünden, die so viele Dichter mit einander gemein haben, verzeihen müsse; aber sollten denn wirklich jene Scherze, worauf Sie deuten, Sünde seyn?

Wie oft schon wurden Mädchen und Frauen mit Blumen verglichen! Im Veilchen sah man die Bescheidne; in der Tulpe mit offnem Kelch und prahlenden Farben, die Coquette; in der bedornten Rose, die nicht ohne Mühe zu erobernde; in der Lilie die Unschuldige, die Edle; und die Stolze in der Kaiserkrone. Dem Wiesenblümchen ist das anspruchlose Landmädchen ähnlich. Aller dieser Blumen freut man sich, einer jeden nach ihrer Art. Sollte man das Veilchen verschmähen, weil es nicht die Majestät der Lilie hat? Man pflückt es, und segnet den kommenden Frühling. Die Tulpe wird keiner leicht in einen Strauß binden; man läßt sie auf dem Beete, dessen Pracht sie vermehrt, schaut sie und ihre Schwestern an, und vergnügt sich an dem mannigfaltigen Farbengemische. Der Lilie nähern wir uns mit einem Gefühle von Ehrfurcht, das zur Andacht werden kann. Als Sinnbild der Freude und Liebe, trägt ein Jüngling die hundertblättrige Rose, und die Heckenrose kränzt an Familienfesten den Becher. Wenn die wild gewachsnen Blumen zu einfach sind, um

in einem zierlichen Gefäße, neben Hyacinthen oder Nelken, ihre Wirkung zu thun, so schmücken sie doch den Wiesenbach, und an ihnen weidet sich das Auge, das für jeden Reitz der Natur sich unverdorben erhielt. Wollen Sie nun einem Dichter es verargen, wenn nicht allein die Schönheit in ihrer vollen Würde, sondern auch der sorgenlose Sinn des von Jugendlust überströmenden, leicht forthüpfenden Mädchens ihm gefällt; wenn die, sich im Kleinen äußernde Grazie, mit schalkhafter Laune vereint, oder selbst die ländliche Naivität einer, ohne zu wissen wie, heranblühenden Natur-Tochter, in ihm ein angenehmes Bild erzeugt, und wohl gar zu Liedern ihn begeistert?

Daher, in den Gesängen aller Zeiten und aller Völker, die verschiedne Ansicht der, für jeden Dichter, den satyrischen ausgenommen, so anziehenden Weiblichkeit. Lassen Sie mich einige der berühmtesten, und am mehrsten gegen einander abstechenden Schilderungen des Weibes zusammenstellen!

Billig ist es, daß ich mit der Mutter so vieler

reizenden Töchter beginne. Der ernste Milton also giebt seiner Eva im Paradiese zu ihrem holden Wesen Majestät; sie theilt die Erhabenheit des Mannes. Wohl mit Unrecht haben einige den Engländer einer kleinen Bosheit deswegen beschuldigt, weil sein erstes Weib, ehe sie noch den Gatten gesehen hat, in einem See sich spiegelt, und von ihrem eignen Bilde so bezaubert wird, daß sie den Ort nicht verlassen kann, bis eine warnende Stimme sie wegruft. Eva selbst erzählt dieses mit einer so entzückenden Unbefangenheit, daß alles dadurch gut gemacht wird.*)

So vortrefflich aber Miltons Gemälde ist, so bin ich dennoch zweifelhaft, ob ich nicht eben so gern die Schöpfung des Weibes von Gleim gedichtet hätte; dieses kleine Stück, das naiveste, was ich kenne; zu seiner Zeit in dem Munde jedes Liederfreundes, und nun beynahe vergessen. Hier ist es Jupiter, welcher den einsamen, in Grübeleyen sich vertiefenden Mann auf andre Gedanken bringen will.

*) Das verlorne Paradies, 4. Gesang.

Er sprach: „Es werd' ein Weib,
Ein artig Ding zum Zeitvertreib,
Das mit dem Menschen scherz' und spreche."

Schnell war es in des Manns Gestalt,
Doch zärtlicher, und nicht so alt,
Mit schlauen Augen, welche bald
Aufs denkende Geschöpf im Winkel fielen;
Und schnell springt's hin, und küßt den Mann,
Und spricht: „Du Närrchen, sieh mich an!
Ich bin gemacht, mit dir zu spielen."

Mir scheint diese letztere Darstellung — wenn man einen muntern Einfall so nennen darf — nicht weniger Wahrheit zu haben, als die erstere. Als Gefährtinn des Mannes, soll das Weib sich zu höheren Gefühlen mit ihm empor schwingen können; aber dann soll sie wieder seinen Ernst mildern; auch wohl, wenn er sein Tagewerk vollbracht hat, um ihn scherzen und spielen in Stunden der Ruhe.

Die edle Nausikaa in der Odyssee kennen Sie, die hohe blühende Jungfrau, die unter ihren

Begleiterinnen hervorragt, wie unter ihren Nymphen die Göttinn der Jagd. Auch ist Ihnen Penelope gegenwärtig, wie sie da steht, an der Schwelle des Saals, ein göttliches Weib; den Freyern beben die Kniee bey ihrem Anblicke.

Noch erhabner zeigt sich des Sophokles Antigone, welche lieber denen dort unten gefallen will, als denen hier oben, weil sie bey jenen ewig wohnen muß.

Dagegen ahnden wir bey der Geliebten des Anakreon, deren Bild ihm der Maler verfertigen soll, nichts von Würde.

„Mal' unter schwarzen Haaren
Die weisse Stirn, sich wölbend,
Wie Elfenbein; dann male
Die schwarzen Augenbraunen;
Laß ihre zarten Bogen
Sich weder gänzlich trennen,
Noch in einander fließen;
Sie dürfen nur verborgen

Sich scheiden und vereinen.
Willst du das Auge malen,
So sey es Feuerflamme,
Blau, wie Minervens Auge,
Doch lockend, wie die Blicke
Der lächelnden Cythere.
Auf ihren Wangen mußt du
Milch unter Rosen mischen.
Auf ihren Lippen wohne
Die Suada, Küsse fordernd;
Das weiche Kinn des Mädchens,
Und ihren Hals von Marmor
Umschweben Huldgöttinnen!"

Wie aber hätte der Sänger des Weins und der Liebe nur die Zeit gehabt, ein edleres Mädchen aufzusuchen; oder wo hätt' er so viele der edeln gefunden, als er Mädchen erobern wollte? Sehen Sie nur das Verzeichniß seiner Liebschaften!

„Getraust du alle Blätter
Der Bäume dir zu zählen;

Den Sand an allen Küsten
Des Meeres zu berechnen;
Dann wähl' ich keinen Andern,
Als dich, zum Rechnungsführer
Von meinen Liebeshändeln.
Athen hat ihrer zwanzig,
Noch fünfzehn rechne drüber,
Und eine ganze Schaar hat
Corinth, die Stadt Achajens,
Wo schöne Mädchen wohnen.
Vergiß nicht, anzumerken
Jonien und Lesbos,
Und Carien und Rhodus;
Zweytausend kannst du kühnlich
In Rechnung bringen, u. s. w.

Hier ist das Register noch nicht zu Ende; noch fehlen die Syrischen Mädchen, die Canobischen, die zu Creta, und viele andre, bis zum fernen Indus.

Die Liebe der Römischen Dichter beschränkte sich auf sinnlichen Genuß. Sogar bewarben sie sich um

Mädchen, welche auf die empörendste Art ihre Würde verläugneten. Der zärtliche Tibull klagt über die Habsucht der, bis zum Unsinn von ihm geliebten Nemesis. Willst du, sagt er: Daß ich durch Mord und Verbrechen Geschenke zusammen bringen, selbst die Tempel berauben soll? Indessen verräth er eine, wenigstens herzlichere, Zuneigung in seiner Elegie an Delia:

„Blicken will ich nach dir in der letzten traurigen Stunde,
Halten sterbend dich noch mit der entkräfteten Hand;
Und, o Delia, wenn sie den Scheiterhaufen bereiten —
Ach! du weinest, und giebst Küsse, mit Thränen gemischt.“

Um die verkannte, geschmähte weibliche Würde zu rächen, führte die bessere Liebe dem Sänger der Laura die platonische Muse zu. Laura ward ein überirdisches Wesen; himmlisch war ihr Gang, ihre

Stimme nicht der Laut einer Sterblichen. In der Bewegung ihrer Augen sah Petrarch ein süßes Licht, das ihm den Weg zur Gottheit zeigte. Nach ihrem Tode verlor die Sonne ihren Glanz, die Erde alles, was Gutes in ihr war.

„Blinde, undankbare Welt! Dein Ruhm ist gefallen, und du siehst es nicht. Du warst nicht würdig, so lange sie hienieden lebte, sie zu kennen, von ihren heiligen Füßen berührt zu werden. — Ach! zur Erde geworden ist ihr schönes Gesicht, welches an einen Himmel uns glauben ließ, uns Zeugniß gab von der Seligkeit dort oben."

Was, meine gnädige Frau, könnte ich nach diesen Gesängen, voll der höchsten Schwärmerey, die ich durch keinen Scherz entheiligen möchte, noch anführen? Empfehlen Sie mit mir unsern deutschen Männern und Weibern das herrliche Lied von Schiller:

„Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irrdische Leben,

Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleyer
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand."

Erläuterungen

zu dem nachstehenden Gedichte.

Auf einem Platze, wo im Jahre 1008. noch ein bloßer Wald, später ein von Bergleuten bewohntes Dorf mit wenigen Hütten stand, erbaute, im Jahr 1118. Berthold III. Herzog von Zähringen, ein Ahnherr des Badenschen Fürstenhauses, die Stadt Freyburg. Sie liegt an der Dreysam, einem kleinen, jetzt von lustigen Ufern eingefaßten, Fluße. Bertholds Bruder, Conrad, folgte ihm in der Regierung, erweiterte die Stadt, u. führte das herrliche Münster auf, dessen Thurm, bis auf den heutigen Tag, die Bewunderung aller Reisenden ist.

Im Jahre 1456. wurde von Albert VI. Erzherzoge von Oestreich, mit Einstimmung seiner Gemahlinn Mathildis, die hohe Schule zu Freyburg gestiftet,

welche schon im XVI. Jahrhundert viele berühmte Männer als Lehrer besaß, u. nicht allein damahls, während der Reformation, da Luther selbst auf ihr Urtheil sich berief, sondern auch später, bey jedem Anlaße, durch aufgeklärte und tolerante Gesinnungen vor andern katholischen Universitäten sich auszeichnete.

Was besonders noch der Albertina zur Ehre gereicht, ist der ausdauernde Muth, der sie unter den härtesten Schlägen des Schicksals aufrecht erhielt. Sie hatte mit einer Menge von Widerwärtigkeiten zu kämpfen, mußte durch alle Greuel des dreyßigjährigen Krieges sich durcharbeiten, sogar, von der Pest bedroht, oder von feindlichen Heeren verdrängt, zu verschiedenen Mahlen auswandern; aber jedes Mahl sah man die hohe Schule, an den Ort ihrer Bestimmung zurückgebracht, wieder aufblühen. Eben so glücklich entgieng sie den letzten politischen Umwälzungen, bis ihr neuer Beschützer, Carl Friedrich von Baden, sie eine fernere, und noch glänzendere Fortdauer hoffen ließ.

An den Churfürsten
(nachmahligen Großherzog)
Carl Friedrich von Baden,
im Nahmen der hohen Schule zu Freyburg im Breisgau, am Tage der Huldigung, 30. Juny 1806.

Wenn in vergangne Thatenreiche Zeiten
Der Götterblick der Muse dringt;
Wer ist der Auserlesne, dem in goldne Saiten
Sie dann ihr Loblied singt?

Dem Helden singt sie, der, bey Muth und Stärke,
Noch achtend auf der Weisheit Ruf,
Voll stiller Ehrfurcht sah der Vorzeit edle Werke;
Und neue Werke schuf;

Dem aus dem Schooße grauenvoller Wälder
Emporgestiegen Dorf und Stadt,
Der, so wie Berthold, noch die Kornbeladnen
Felder
Zum Ehrendenkmahl hat.

Vor ihm begann in öder Thäler Mitte
Die Dreysam ihren Frühlingslauf;
Der nackte Boden nahm nur hier und dort die Hütte
Des armen Bergmanns auf.

Er aber wollt' in Fluren, Gärten, Auen,
Die Wildniß wandeln; väterlich
Den Kindern seines Volkes Dach und Herd erbauen;
Und schnell erhoben sich

Die Mauern seiner Pflanzstadt — zu vollenden
Das Werk, das segnend er verließ,
Befahl er es getreuen brüderlichen Händen;
Und mehr, als sie verhieß,

That Bruderliebe; denn ihr Bollwerk schirmet
Der Bürger groß gewordne Zahl;
Ein Tempel, der sich hoch, wie Berge Gottes, thürmet,
Begrüßt der Sonne Strahl.

Jedoch was hilft es, daß die stolze Veste
Mit weit gesehnen Zinnen prangt,
Wenn ihren Ruhm sie nur dem Schimmer der Palläste,
Nicht holden Künsten dankt?

Wenn, bey der Tugend, die zu blut'ger Fehde,
Zu harter Arbeit ihn gestählt,
Dem biedern Jüngling, rauh von Sitte, rauh von Rede,
Die beßre Freude fehlt?

Wenn Herd und Tempel, Schulen, Richterstühle
Des Aberglaubens Wolke deckt,
Und Geist der Barbarey die zarteren Gefühle
Weg aus Pallästen schreckt?

So lag die volle, reiche Flur, bewundert,
Um Freyburgs mächt'ge Wälle da;
Vergebens! — ihrem dritten düsteren Jahrhundert
War erst der Morgen nah.

Er dämmerte: Da sah mit Wohlgefallen
Held Albert auf zum milden Schein;
Ihm rieth sein hoher Sinn, den Künsten sollt' er allen
Hier eine Stätte weihn.

Es rieths die Weisheitliebende Mathilde,
Mit ihr, des Volkes Glück und Ruhm;
Und bald umkränzten unsre jauchzende Gefilde
Der Musen Heiligthum.

Und freudig schwebte Bertholds Geist hernieder,
Und wo der neue Tempel stand,
Gab er mit alter Treue seinen Segen wieder
Dem Werke seiner Hand.

Ach! aber viele Menschenalter giengen
Vorüber, trauernd; denn die Zeit
Trug tausendfaches Elend auf den finstern Schwingen;
Der Jammer tönte weit.

Umher von allen Hügeln über Leichen
Der Bürger; in die Thore drang
Verheerung, die mit Raub und Schmach und Mord und Seuchen
Zur Flucht die Musen zwang.

Doch, heimgeführt am Arm des Friedens, fanden
Sie unverstümmelt den Altar;
Ehrwürdig schien der Hain, in dem sie Lorbern wanden,
Der kommenden Gefahr.

Ehrwürdig noch dem Zufall, der mit Kronen
Sein Spiel in Süd und Westen treibt;
Es brachen Zepter, wankten Reiche, stürzten Thronen;
Der Musen Stätte bleibt.

Und bleiben wird sie. — Seht, mit Glanz umflossen,
Den tapfern Albert, der, vertraut,
Aus goldner Wolk' herab mit seinem Bundsgenossen,
Dem frommen Berthold, schaut!

Die Sorge für ihr Volk hat sie verbündet;
Ihr liebend Auge weilt mit Lust
Auf einem Fürsten, der den Künsten Heil verkündet;
Dem höher schlägt die Brust

Im Heiligthum der Weisheit, wo das Schöne
Sich von dem Guten nie verirrt;
Der dieses Heiligthum Urenkeln unsrer Söhne
Zum Erbe lassen wird. —

O, wenn das Schicksal, mächtig zu zerstören,
Was nie vor seinem Fall gebebt,
Des Tempels Säulen, wo der Weisheit Priester lehren,
Vielleicht in Schutt begräbt;

Wenn matt auf sie die Sterne niederschimmern,
Beklagend ihren Untergang:
So lebt die Muse noch, tönt noch auf jenen Trümmern
Carl Friedrich im Gesang.

An Henriette Schlosser,

welche, als Herr Zoll in München mein Bildniß für den ersten Band meiner Werke mahlte, auf der Guittarre spielte und sang.

Freyburg, im Frühjahr 1807.

Wie so bald
Sind der Töne lieblichste verhallt!
Sie enteilen, gleich dem Windeswehn am Bach.
Aber, holdes Mädchen, jene
Wonnevollen, tief empfundnen Töne
Hallen noch in meiner Seele nach,
Als, von dir gerührt, die Saiten bebten,
Melodieen mich umschwebten,
Und mir gegenüber auf dein Spiel,
Huldigend, der Strahl des Morgens fiel.

Seel'ge Stunde! seit auf Rosenschwingen
Sie dahin floh, trübte sich
Oft der Tag; Gewölke hiengen
Ueber Thälern schauerlich,
Und im Nebel-Schleyer, matt erhellt,
Lag das öde, Schnee-bedeckte Feld.
Dennoch stets vom blauen Himmel scheinen
Sah ich jene Sonne, sah den reinen
Glanz, der alles rings um dich
Sanft verklärte. — Liebend war auf mich
Nun des Künstlers Forscherblick gewandt;
Liebend trug, mit sichrer Hand,
Auf die Tafel er mein Bild. Wenn künft'ge Zeiten
Meine Lieder nicht verschmähn,
Soll es freundlich sie begleiten,
Soll, wenn längst ich schlummre, den Geweihten
Brüderlich ins Auge sehn.

Gutes Mädchen! Deine Saiten,
Als ihr Silberton begann,
Starrte froh der Künstler an.

Hoch den Pinsel hob er, weilte,
Wie gelähmt durch Zauber; eilte
Rascher dann zum Werke, doppelt kühn.
Und der Sonne goldner Strahl beschien,
Wie das Mayenlicht die frisch umkränzten Beete,
Deiner Wangen jugendliche Röthe.
Anmuth öffnete die Lippen dir
Zum Gesang, indeß, geführt von ihr,
Von den hohen zu den tiefen
Tönen leicht herab die zarten Finger liefen.

Und die Töne wurden mir
Bald, durch dich beseelt, zum Wiederhalle
Süßer Stimmen der Vergangenheit;
Meines Lebens goldne Morgen alle
Hielten um mich her, im Feyerkleid,
Ihren Tanz; es winkte mir ein Chor
Von erwachten Jugendfreuden;
Laut und lauter rief dein Lied hervor,
Was im fernen Dunkel sich verlohr;
Was von Wonne mir so mancher Traum verhieß,

Was mein sehnend Herz mich ahnden ließ;
Suchen, Finden, kurzes Scheiden,
Wiedersehn, und was im vollen Busen schlug,
Wenn der Dichtung Feuer ihn durchglühte,
Wenn der heil'ge Lorber näher blühte,
Und nach Amathunt mich, im gewagtern Flug,
Liebe selbst auf ihrem Fittig trug.

Langsam nun zu leisen Klagen
Stimmte jedes Herz die Saitenspielerinn:
Ach! es welkt der Kranz, gepflückt an Frühlingstagen;
Wehmuth deutet auf Cypressen hin;
Grünen sah ich sie am stummen Hügel,
Wo die Treue nur verlassen irrt,
Sah den Jüngling mit gesenktem Flügel,
Der die Fackel bald mir löschen wird.

Aber, Dank dir, liebes Mädchen! heller
Ward es über Gräbern; schneller
Wälzte deines Liedes Melodie

Sich durch Freudentöne fort — und sieh!
Leben, das hervor aus todter Leinwand gieng,
Als mein Bild Dich an zu grüßen fieng!

Grüßen wird es so der Guten viel.
O! es weckte Dein Gesang, Dein Spiel
Neues Hoffen und Vertrauen,
Neuen Muth, hineinzuschauen
In die lange Sternen = leere Nacht.
Furchtlos hört' ich schon, an meiner Schlummerstätte,
Manches Lebewohl, mit Thränen mir gebracht,
Und Dein: Ruhe sanft in Frieden! — Henriette!
Freue Dich der höhern Macht,
Die der Jugend Reiz, von Grazien bewacht,
Sich gesellend zu der Kunst des Schönen,
Dir gewährt in Blicken und in Tönen!
Wohl dem Mädchen, das die kleinern Künste flieht,
Nicht durch Feerey das Auge blendet,
Weg sich von gemeinen Seelen wendet,
Und das Herz der Edeln an sich zieht!

Freue Dich! Dem Weisen blüht,
Wo kein Grashalm sich aus nackten Felsen windet,
Noch die Wüste neben Dir; er sieht,
Wenn Dein Lächeln ihm den letzten Tag verkündet,
Eine Sonne nur, die schwindet,
Bey der Haine stillem Abendlied.

Liebe und Hoffnung.

Wechselnd, aus des Himmels Thoren
Gehn die schwesterlichen Horen;
Ihren Winken umblümt sich der See,
Röthet sich die Kirsche, reift die Aehre,
Schwillt die Traube, deckt das leere
Feld zum Winterschlafe der Schnee.

Wechselnd keimt es, grünt und scheidet;
Wo die Halme wogten, weidet
Unter Stoppeln der singende Hirt,
Bis er heim auf dürren Blättern wallet,
Jeder Freudenlaut verhallet,
Schwermuth nur die Haine durchirrt.

Flieht denn mit den flücht'gen Zeiten
Alles? will uns nichts geleiten
Von dem Hügel im rosigten Licht
In das Thal, das kalte Nebel drücken?
O, mit deinen Wonneblicken,
Holde Liebe, weiche du nicht!

Ja, sie folgt uns, die Getreue;
Heilig wird durch sie das neue
Laub, der Rasen, die Quelle geweiht,
Wo, gehüllt in Demuth, Laura sitzet,
Und das Bäumchen, das sie stützet,
Ihr den Schooß mit Blüthen bestreut.*)

Hat nicht, wenn die Sichel rauschet,
Lieb' im Stillen oft gelauschet,
Hinter höheren Garben versteckt,

*) Man s. Rime di Mess. Fr. Petrarca, P. I. Canz. XXVII.

Und, das Herz der Schnitter zu gewinnen,
Armen Aehrenleserinnen
Traulich ihr Geheimniß entdeckt?

Sieh! beym frohen Winzermahle
Beut die Schönheit ihr die Schaale,
Selbst zu kränzen den perlenden Wein;
Jede Wang' entglüht von sanfterm Feuer,
Und der Musen keusche Leyer
Stimmt ins Evan leise mit ein.

Amors Fackel auszuwehen
Wagt kein Sturm; auf Winterhöhen
Schleicht er nächtlich, umbrauset vom Nord,
Hin zum Herd', und, weil die Flamme knistert,
Naht er Chloen sich, und flüstert
Ihr ins Ohr ein zärtliches Wort.

Mit ihm weilet auch die milde
Hoffnung noch im Herbstgefilde,

Dem die spätesten Sänger entflohn;
Zwischen Sorg' und Sehnsucht in der Mitte,
Geht sie von der Burg zur Hütte,
Rosen in den Händen und Mohn.*)

Bald entblättert sich die Rose,
Und der Mohn bringt kummerlose
Träume, süße Vergessenheit dann;
Um das Fest der Freude, das verschwindet,
Klagt die Hoffnung nicht, sie kündet
Nur ein wiederkommendes an;

Harrt schon auf die erste Schwalbe,
Wenn am Morgen noch das falbe
Roth den Reif der Gebirge bestrahlt;
Grüßt die kaum ins Nest gezognen Störche,
Und behorcht die erste Lerche,
Wo im Quell das Veilchen sich mahlt.

*) So findet man die Hoffnung auf antiken Gemmen abgebildet.

Immer tauschend Freud' um Freude,
Sucht sie Blumen auf der Weide,
Trägt die frühesten Aehren im Haar,
Schmückt die Stirn mit jungen Reben, schlinget
Wintergrün zum Kranz, und singet
Schneller weg das trauernde Jahr.

Huldigt denn, ihr Wiesen! neiget
Euch, ihr Wipfel! Saaten, steiget;
Lacht, ihr Trauben, dem Gotte der Lust!
Ohne Lieb' ist alles stumm und öde;
Seelig nur, wenn ihre Rede
Tönet in der reineren Brust!

Seelig auch, wer dein sich freute,
Nie vermessen dich entweihte,
Hohe Trösterinn, Hoffnung! O du
Täuschest nicht die leicht zufriednen Herzen,
Giebst dem Weisen Lust nach Schmerzen,
Giebst nach Arbeit labende Ruh.

Dir vertraut' ich nicht vergebens;
Denn mir ward, am Ziel des Lebens,
Mehr noch, als du gelobtest, verliehn.

Lächle du dem letzten meiner Lenze!
Sage dann: Des Grabes Kränze
Welken auch, um wieder zu blühn!

Bayerische Staatsbibliothek München

Auf Jubilate erscheinen:

Füßli (J. R.) allgemeines Künstlerlexikon, oder kurze Nachricht von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Kunstgießer, Stahlschneider u. s. f. Zweyten Bandes sechste Abtheilung. Fol. 5 fl. 6 kr.

Gottesverehrungen, im Betsaale des Instituts zu Yverdun gehalten, von J. A. Dreist. Erstes Bändchen. (Wird zu Johanni fertig).

Heß (J. J.) Geschichte und Schriften der Apostel Jesu. Neue, vermehrte Auflage. Dritter und letzter Band. 8. 3 fl.

Jacobi's (J. G.) sämmtliche Werke; zweyte, einzig rechtmäßige Auflage. Sechster Band, gr. 8. 2 fl. 30 kr.

— — — Ebendasselbe, auf Velin Pap. 3 fl. 15 kr.

Müllers (Johann von) Briefe an seinen ältesten Freund in der Schweiz 8. (Wird zu Johanni fertig.)

Orelli (J. C. von) Vittorino von Feltre, oder die Annäherung zur idealen Pädagogik im fünfzehnten Jahrhundert. Nebst Nachrichten über die Methoden Guarino's und Filelfo's. Mit Vignetten von H. Lips. gr. 8. 1 fl. auf Schreibpap. 1 fl. 15 kr.

Robinson (der Schweizersche), oder der schiffbrüchige Schweizerprediger und seine Familie; ein lehrreiches Lesebuch für das Alter und die Jugend zu Stadt und Land, herausgegeben von J. R. Wyß. Erstes Bändchen. Mit einem Titelkupfer von H. Lips. 8.

Sammlung (neue) von colorirten Schweizertrachten, nach Zeichnungen von Koenig, Lory, n. a. nebst Beschreibung. Fünf Sammlungen. 12. 12 fl. 30 kr. netto.

— — — Die fünfte Samml., à parte. 2 fl. 30 kr. net.

Stoll (J.) Staatswirthschaftliche Untersuchungen und Erfahrungen über das Medicinalwesen, nach seiner Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung. Erster Theil, gr. 8. 2 fl. 30 kr.

Wessenberg (J. Freyherr von) Fenelon, ein Gedicht in drey Gesängen. Mit einem Titelkupfer von H. Lips. 8. (Wird zu Johanni fertig).

Zürch, 1. März 1812.

Orell, Füßli und Compagnie.

Bayerische Staatsbibliothek München

Schinner

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobi, Johann Georg,

J. G. Jacobi's sämmtliche Werke

Bd.: 6

Zürich 1812

P.o.germ. 668 k-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111755-3